

# Zürcher Journalistenpreis 21

Hanspeter Guggenbühl  
Preis für das Gesamtwerk

Christof Gertsch  
Mikael Krogerus  
Die Magglingen-Protokolle

Christopher Gilb  
Kratzer am Image des Firmenretters

Katharina Bracher  
Sacha Batthyany  
«Bin doch erst 13» – «Umso besser!»

Samuel Tanner  
Glaube und Macht (Newcomer-Preis)

# Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, den der Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben rief und 1981 erstmals verliehen hat. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben. Eine unabhängige, sechsköpfige Jury aus Journalisten und Publizisten begutachtet die eingereichten Arbeiten, die in Produkten von Medienunternehmen in der Deutschschweiz erschienen sind. Die Auswahl erfolgt in einem mehrstufigen Verfahren. Träger des Preises sind die drei grossen Zürcher Verlagshäuser: NZZ, Ringier und Tamedia. Sie und namhafte Spender und Sponsoren finanzieren die Preise.

## Preisträger 2021

---

### Hanspeter Guggenbühl

Preis für das Gesamtwerk 8

---

### Christof Gertsch

### Mikael Krogerus

Die Magglingen-Protokolle 18

---

### Christopher Gilb

Kratzer am Image  
des Firmenretters 40

---

### Katharina Bracher

### Sacha Batthyany

«Bin doch erst 13» –  
«Umso besser!» 46

---

### Samuel Tanner

Glaube und Macht  
(Newcomer-Preis) 56

---

# Der Pandemie getrotzt

## Grussadresse des Präsidenten



Es tönt paradox, aber es ist eine Tatsache: Die Corona-Pandemie hat den Journalismus gestärkt. In ökonomischer Hinsicht gab es natürlich Rückschläge, aber der Journalismus als gesellschaftliche Institution, als vierte Gewalt im Staat, hat zugelegt.

Zuerst zum Ökonomischen: Während des ersten Lockdowns ab März 2020 gingen die Inserateinnahmen der traditionellen Presse dramatisch zurück. Je nach Titel wurden Einbussen zwischen 30 und 60 Prozent verzeichnet, in Einzelfällen noch mehr. Die Rückgänge liessen sich später zum Teil wieder etwas kompensieren, dennoch ist klar: Die in den letzten Jahren steil nach unten zeigende Inseratekurve wurde durch die Pandemie noch abschüssiger, das Vor-Corona-Niveau wird nicht wieder erreicht werden. Es ist absehbar, dass die Inserateinnahmen der Schweizer Presse seit dem Allzeithoch des Jahres 2000 um drei Viertel zusammengesackt sind.

Doch das Publizistische macht Mut: Gleichzeitig mit dem wirtschaftlichen Einbruch hat das Publikumsinteresse an Inhalten stark zugenommen. Newsportale konnten eine deutliche Steigerung der Nutzerfrequenzen und der Digitalabos verzeichnen, und die Zeitungen steigerten vorübergehend sogar wieder ihre Auflagen. Das Interesse an News und Hintergründen während der Pandemie war enorm. Verschiedene Publikumsbefragungen und Expertenberichte zeigen auch, dass die Bevölkerung die Rolle der Medien in der Krise positiv wahrnahm und deren Informationsleistungen schätzte – das Wort «Lügenpresse» blieb auf Transparente an Anti-Covid-Demos beschränkt.

Leider waren diese positiven Effekte wirtschaftlich zu gering, um die fehlenden Werbeeinnahmen auszugleichen. Daher sprang der Staat mit Corona-Nothilfen ein, welche vor allem den kleineren Medien zugutekamen. Ausserdem will Bern mit einem Massnahmenpaket für die Medien diesen die Zukunft sichern helfen.

Der Journalismus lebt also noch immer, und wie: Für den Zürcher Journalistenpreis wurden dieses Jahr 160 Arbeiten eingereicht. 13 davon wurden für einen Preis nominiert, 4 davon schafften es an die Spitze und werden, zusammen mit dem Preis für das Lebenswerk, in dieser Broschüre publiziert. Das zeigt deutlich: Die Coronakrise war keine Informationskrise!

*Andrea Masüger*  
Präsident Stiftung Zürcher Journalistenpreis

### Stiftungsrat

*Andrea Masüger (Präsident)*  
Publizist, Verwaltungsrat Somedia

*Marco Boselli*  
Tamedia

*Hannes Britschgi*  
Ringier

*Kaspar Loeb*  
Kommunikationsberater

*Riccarda Mecklenburg*  
Dozentin und Publizistin

*Rainer Stadler*  
Journalist

*Daniel Wechlin*  
NZZ

### Geschäftsführung

*Yeliz Açıksöz Demirkol*

### Jury

*Hannes Britschgi (Präsident)*  
Ringier

*Stefan von Bergen*  
Berner Zeitung

*Lisa Feldmann*  
Autorin

*Nina Jecker*  
Basler Zeitung

*Christina Neuhaus*  
NZZ

*Hansi Voigt*  
Journalist

# Die Jury

## Hannes Britschgi

(Präsident)

---



Hannes Britschgi, 1955, aus Obwalden, studierte an der juristischen Fakultät Bern und machte 1984 das Berner Anwaltspatent. Seit über 30 ist er Journalist. Zuerst beim Schweizer Fernsehen: «Karussell»,

«Max», «Kassensturz», «Rundschau». Für seine «Rundschau»-Interviews erhielt er den «Telepreis 1997». 2001 wechselte er als Chefredaktor zum Schweizer Nachrichtenmagazin «FACTS». 2005 übernahm er die Programmleitung von «Ringier TV». 2008 wurde er «SonntagsBlick»-Chefredaktor. Seit 2011 leitet er die Ringier Journalistenschule.

## Stefan von Bergen



Stefan von Bergen, 1960 in Bern geboren, studierte deutsche Literatur und Geschichte an den Universitäten Bern und Wien, zudem erwarb er das Gymnasiallehrerdiplom. 1990 stieg er nach einer achtmonatigen Weltreise in den Journalismus ein,

erst als Lokalredaktor, dann als Kulturredaktor der «Berner Zeitung BZ». Ab 2001 baute er den Samstags-Hintergrundteil «Zeitpunkt» der BZ auf, den er leitete. 2002 gewann er den BZ-Preis für Lokaljournalismus (heute: Swiss Press Award.) für ein Porträt des Boxers Enrico Scacchia. Seit 2009 schreibt er auch regelmässig für die Schweiz-Seiten von «Die Zeit». 2011 gewann er den Tamedia-Förderpreis für eine Beitragsreihe im BZ-«Zeitpunkt» über die Lage des Kantons Bern. Daraus erwuchs das Buch «Wie viel Bern braucht die Schweiz?» (Stämpfli-Verlag), das er 2012 als Co-Autor publizierte. Heute ist er bei der BZ Coach der Praktikanten und Volontäre sowie Hintergrundredaktor im Ressort Kanton Bern.



## Lisa Feldmann



Lisa Feldmann, geboren 1958 in Plettenberg, hat nach ihrem Studium der Germanistik und Anglistik (Magister) eine journalistische Laufbahn eingeschlagen, die beim «Stern» begann und

rasch Richtung Lifestyle, Mode und Frauenthemen weiterführte. Sie war in der Chefredaktion von «Elle», danach Chefredaktorin der «Cosmopolitan». Anschliessend leitete sie die Special-Redaktion des Magazins der «Süddeutschen Zeitung».

Seit 2002 lebt Lisa Feldmann in der Schweiz und ist inzwischen auch Schweizerin. Ihre journalistischen Stationen hier: Mode-Berichterstattung im Lifestyle-Bund der «Sonntagszeitung», Chefredaktorin der «Annabelle» (2004–2013). Im Sommer 2013 ging sie als Chefredaktorin zu «Interview». Seit Sommer 2015 brachte sie die deutsche Ausgabe der französischen Zeitschrift «L'Officiel» an den Start, die sie als Gründungs-Chefredaktorin für zwei Jahre leitete. Seit Sommer 2017 arbeitet sie an verschiedenen Projekten in der Schweiz – konzipierend, beratend, aber auch als Autorin. 2019 startete sie darüber hinaus eine Podcast-Reihe und den Lifestyle-Blog [www.feldmanntrommelt.com](http://www.feldmanntrommelt.com), dessen Inhalte sie neuerdings auch in einer Kolumne für den «Blick» aufgreift.

## Nina Jecker



Nina Jecker, geboren 1981 in Basel, arbeitet als Redaktorin und Kolumnistin bei der «Basler Zeitung». Zum Journalismus kam sie während des Jurastudiums als freie Mitarbeiterin der «Neuen

Fricktaler Zeitung». Jecker fand grossen Gefallen am Schreiben und entschied sich nach dem Vorlizentiat, eine Auszeit vom Studium zu nehmen und 2006 ein journalistisches Praktikum bei «20 Minuten» in Bern zu absolvieren. Nach einem halben Jahr konnte Jecker als Redaktorin im Team bleiben, weitere drei Jahre später übernahm sie die Leitung der Berner Lokalredaktion von «20 Minuten». Es folgte 2012 ein Wechsel zur «Basler Zeitung», wo Jecker als stellvertretende Leiterin der Lokalredaktion tätig war. Ein Jahr später kam es erneut zum Wechsel zu «20 Minuten», um auf der neuen, konvergenten Redaktion in Zürich als Reporterin im Einsatz zu sein. Seit 2014 ist Jecker erneut in Basel für die «BaZ» tätig, zuerst als Ressortleiterin Lokales, seit der Geburt des ersten Sohnes 2016 als Redaktorin für Gesellschaftsthemen, Gerichtsprozesse und Lokales.



Christina Neuhaus (1966) ist in Meilen am Zürichsee aufgewachsen und wohnt heute in Zürich und in St. Gallen. Nach einem Deutsch- und Geschichtsstudium an der Universität Zürich machte

sie ihren ersten journalistischen Versuch bei einer Gratiszeitung am Obersee. Dort beschied man ihr, in diesem Metier keine Zukunft zu haben. Danach arbeitete sie bei verschiedenen Lokal- und Regionalzeitungen rund um den Zürichsee. Seit 2001 ist sie bei der «NZZ»: erst als Redaktorin im Ressort Zürich, später als Inlandjournalistin bei der «NZZ am Sonntag» und der «NZZ». Im August 2019 übernahm sie die Redaktion des «NZZ Folios», das unter ihrer Leitung neu konzipiert wurde. Seit November 2020 leitet sie die Inlandredaktion der NZZ.



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Online-Angebot der Gratiszeitung zum grössten Newsportal

der Schweiz. Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre, unter anderem als Blattmacher, bei der Wirtschaftszeitung «Cash».

2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt.

Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus. Er hat 2013 das Newsportal Watson gegründet und gemeinsam mit Peter Wanner, dem Verleger der AZ Medien, lanciert. Nach der dreijährigen Aufbauphase hat er die Geschäftsführung an Michael Wanner übergeben. Er ist nun als Berater tätig.







Der

## Preis für das Gesamtwerk 2021

wird post mortem

**Hanspeter Guggenbühl**

verliehen.

Zürich, 30. August 2021

Die Jury:

  
Stefan von Bergen

  
Hannes Britschgi

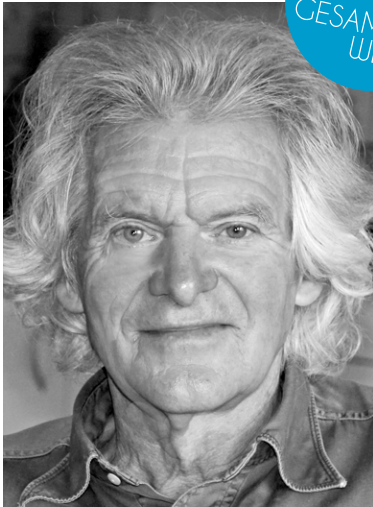
  
Lisa Feldmann

  
Nina Jecker

  
Christina Neuhaus

  
Hansi Voigt

# Preisträger



## Hanspeter Guggenbühl

Was ich denn einmal werden wollte, fragte der Lehrer. «Glücklich», antwortete ich. Danach war dem Lehrer klar: Aus dem wird nichts. Nach Volks- und Mittelschule sowie drei Wanderjahren in der Werbebranche wurde ich Ende 1972 Journalist. Typische Journalisten hatten damals ein abgebrochenes Studium hinter sich. Ich habe nie eines angefangen. Gelernt habe ich trotzdem. Denn Medienschaffende haben einen privilegierten Zugang zu Gelehrten und Belehrenden, die das Gleiche suchen wie sie selber: Publikum. Nach Volontariat bei der «Tat» und einer Redaktionsstelle beim «Badener Tagblatt», das sich damals rasant bewegte, von links nach rechts, wurde ich 1974 freierwerbender Journalist. 1979 gründete ich mit drei Kollegen das Pressebüro Index und blieb dort der Ladenhüter. Ich hatte Glück: Die Jahre zwischen 1972 und 2014 waren gute Jahre für Freie. Ich arbeite mehrheitlich für sechs in der Deutschschweiz verstreute Tageszeitungen, denen ich allen dieselben Artikel anbot. Die Vorteile dieses Pool-Journalismus: Dank Mehrfachverkauf musste ich weniger produzieren, um genügend zu verdienen, und ich hatte kein Klumpenrisiko. Daneben blieb mir Zeit für brotlose Tätigkeiten wie Bücherschreiben (gelegentlich), Freizeitsport (oft), Palavern (ausgiebig) oder Veloreisen, die sich zuweilen als Reportage verwerten liessen. Seit 2014 bin ich Teilzeitrentner und schreibe heute vor allem für die Internet-Zeitung Infosperber.

# Laudatio

Laudatio für Hanspeter Guggenbühl  
von *Andrea Masüger*

### Vorbemerkung:

*Die Jury des ZJP beschloss am 4. Mai 2021 einstimmig, Hanspeter Guggenbühl mit dem Preis für das Gesamtwerk auszuzeichnen. Am 17. Mai besuchte ich ihn in seinem Haus in Illnau und er freute sich riesig über diese Ehre. Am 26. Mai wurde Hanspeter auf einer Velofahrt im Kanton Waadt von einem Motorradfahrer gerammt und tödlich verletzt. Stiftungsrat und Jury waren entsetzt und erschüttert. Beide haben danach selbstverständlich beschlossen, Hanspeter Guggenbühl den Preis post mortem zu verleihen. Die folgende Laudatio wurde geschrieben, als Hanspeter noch am Leben war. Sie soll unverändert veröffentlicht und gehalten werden, als Zeichen dafür, dass sein Werk noch weit in die Gegenwart hineinwirkt.*

Er beschreibt es als eine «läppische Kleinigkeit», aber der Vorfall ist bezeichnend für sein Journalistenleben und für sein Journalismusverständnis. Am 21. Februar 2008 stellte Hanspeter Guggenbühl an einer Pressekonferenz Energieminister Moritz Leuenberger die Frage, weshalb die dort präsentierte Vorlage noch immer keine CO<sub>2</sub>-Abgabe enthalte. Leuenberger wich aus, Guggenbühl legte den Finger in die Wunde und fragte dreimal nach. Bis der Herr Bundesrat explodierte und ein (fast) überall vernehmliches «Dumme Siech!» absanderte.

Die Episode zeigt zweierlei: Zum einen die granitharte Kompetenz des Journalisten in Energiefragen, vor der selbst der Fachminister kapitulieren musste. Und zum zweiten seine Konstanz in der Thematik, die ihn ein ganzes

Berufsleben lang begleitete – und auch heute noch topaktuell ist. Hanspeter Guggenbühl ist der Schweizer Spezialjournalist für die Themen Energie, Verkehr, Umwelt und Umweltökonomie.

Bis vor wenigen Jahren wurden seine Analysen und Kommentare in allen grösseren Deutschschweizer Tageszeitungen abgedruckt. Für das Thema Energie interessierte sich vor 42 Jahren, als er das berühmte Pressebüro Index mit aufbaute, sozusagen niemand, für den Verkehr nur wenige. Seine Fixierung auf diese Materien sicherten ihm bald den Expertenstatus. In den Redaktionen – mehr noch in den Verlagen – fluchte man zwar bisweilen über seine linksgrüne Weltansicht, aber die Texte stimmten halt, sie waren wasserdicht, unfehlbar.

Guggenbühl selber führt dies auf seine Zahlenbegabung zurück, auf sein Faible für Mess- und Berechenbares. Wie kein zweiter konnte er Statistiken unterschiedlichster Provenienz auswerten, in Zusammenhänge stellen, journalistisch verwertbare Schlüsse daraus ziehen. Die heutigen Recherchedesks der digitalen Datenjournalisten sind ein müder Abklatsch der Guggenbühlschen Zahlenvirtuosität der Achtzigerjahre. Von Hand zeichnete er Skizzen und Grafiken, welche die damaligen Satzabteilungen mühsam analog aufbereiteten und zur Illustration seiner Texte verwendeten.

Daraus ergab sich ein probates Geschäftsmodell. Guggenbühl nahm den Mechanismus der heutigen Mantelredaktionen quasi vorweg, indem er für mehrere Medien gleichzeitig schrieb. Seine Spezialisierungen machten ihn unentbehrlich, sie waren sein Erfolgsrezept und bewahrten ihn vom Klumpenrisiko, welches die Tätigkeit für nur eine Zeitung bedeutet hätte. Damit kam er mehr recht als schlecht über die Runden.

Die Pressekonzentration und das Aufkommen der Mantelredaktionen mit heute noch vier Zentralredaktionen in der Deutschschweiz machten diesem Pool-Modell ironischerweise ein Ende. Guggenbühl wurde sozusagen ein spätes Opfer seiner eigenen Idee. Dennoch blickt er ohne Groll auf diese Entwicklung zurück. Sie fiel in eine Zeit, in der sich ein Journalist mit Jahrgang 1949 ohnehin langsam zurückziehen wollte. Heute schreibt er noch für den Infosperber, für die «Südostschweiz», für P.S. und bisweilen für die WoZ. Das genügt ihm.



Die Welt ist heute voller linker Journalisten, die rechts wurden; man kennt sie als die Markus Köppels und Roger Somms. Guggenbühl blieb stets der Gleiche und der Genügsame, was einige seiner einstigen Gefährten, die bei Zeitungen und im öffentlichen Rundfunk Karriere machten, als langweilig empfanden.

Als grüner Journalist brauche man nicht viel, um leben zu können, sagt er. Er, der den Wachstumsglauben unserer Gesellschaft stets kritisiert und auch in Büchern die Sprachparadoxie vom «Nullwachstum» schonungslos seziiert hat, lebt in einem bescheidenen Null-Energie-Haus mit seiner Partnerin eine Existenz, die im alten Sparta auf Bewunderung gestossen wäre. Was er nicht braucht, wird gespendet. Selten wohl hat ein Journalist seinen Lebensentwurf derart konzis auf seine innere Überzeugung ausgerichtet. Guggenbühl lebt, was er schreibt.

Mit den Jahren hat er sein tagesaktuelles Werk mit insgesamt sieben Büchern erweitert, die er meist mit Co-Autoren herausbrachte. Die Themen waren Marktwirtschaft, Wirtschaftswachstum, die Energiewende und vieles mehr. Seine Sicht auf die Welt ist mit den Jahren etwas milder geworden. Eine schrumpfende Wirtschaft, so glaubt auch er mittlerweile, würde zu Verteilkämpfen bis hin zu Kriegen führen. Guggenbühl fragt sich heute: «Wie begrenzt man die Menge, damit sie planetenverträglich wird, und wie verteilt man sie richtig?»

Wer sich fast 50 Jahre lang mit solchen Themen beschäftigte und diese in klarer und eindrücklicher Sprache und bisweilen auch mit Sarkasmus und Humor zu Papier bringen konnte, hat den Zürcher Journalistenpreis fürs Gesamtwerk verdient.

Der Energieminister hat sich übrigens später einmal bei Hanspeter Guggenbühl für den «Dumme Siech» entschuldigen wollen. «Nicht der Rede wert, Herr Leuenberger, wechseln wir das Thema», fiel er ihm ins Wort. Es war die Antwort eines grünen Grandseigneurs.

*Erschienen am 11. März 1980*

*Bereits vor vierzig Jahren suchte man nach Alternativen zum Erdöl – aber nicht zur Verringerung des CO<sub>2</sub>-Ausstosses, sondern aus Sorge um versiegende Ölquellen.*

Von Hanspeter Guggenbühl

«Das Vieh der Reichen frisst das Getreide der Armen.» So lautet der provozierende kurze Nenner aus der betrüblichen Tatsache, dass pflanzliche Nahrung den Hungernden in armen Ländern entzogen und in den reichen Ländern zwecks Fleischproduktion den Masttieren verfüttert wird, wobei der Nährwert des in Fleisch umgewandelten Getreides auf einen Drittel bis einen Zehntel zusammenschrumpft.

Inzwischen ist aber auch den Schweinen und Kälbern der Reichen ernsthafte Konkurrenz erwachsen. Durch die Autos. Seit das Schwarze Gold knapp und teuer geworden ist, haben findige Köpfe entdeckt, dass sich aus pflanzlicher Nahrung genauso gut Treibstoff machen lässt. Fast täglich gibt es darüber neue Erfolgsmeldungen. Aethanol oder Getreidealkohol heisst das Wundermittel, das unsere Autos auch bei versiegenden Erdölquellen in Schwung halten soll.

Kürzlich haben die Masttiere eine wichtige Schlacht am Futtertrog verloren: Fünf Millionen Tonnen Mais aus den USA, die ursprünglich als Mastfutter für sowjetisches Vieh vorgesehen waren, sollen jetzt zu Kraftstoff für US-Automobile verarbeitet werden. Der Einmarsch in Afghanistan und das Getreideembargo der USA brachten dem Sowjetvieh das Nachsehen. Nicht in den Kampf um den nahrhaften Mais konnten die hungernden Kambodschaner eingreifen.

Vieles deutet darauf hin, dass Schweine, Rinder und Kälber nicht nur auf der politischen, sondern auch auf der wirtschaftlichen Ebene weitere Niederlagen gegen das Goldene Kalb auf vier Rädern werden einstecken müssen: US-Präsident Jimmy Carter möchte nämlich bis 1985 die Aethanol-Produktion in seinem Land auf 7,5 Milliarden Liter steigern. Damit könnten aber erst zwei Prozent aller Autos im Land der unbegrenzten Möglichkeiten angetrieben werden. Die Schnaps-idee, Autos mit pflanzlichem Alkohol anzutreiben hat Brasilien schon weiter voran-

getrieben: Schon heute rollen dort 800'000 Autos mit aus Zuckerrohr gewonnenem Alkohol oder Alkoholzusatz im Tank. Im Amazonas-Staat sollen, so geht der Plan, der-einst drei Prozent der gesamten Bodenfläche des Landes zu Benzingärten umgepflügt werden.

Das fleischproduzierende Vieh und das abgasproduzierende Auto haben etwa gemein. Sie sind sehr gefräßig. Um einen einzigen Mittelklassewagen pro Jahr 15'000 Kilometer weit zu bewegen, braucht es so viel Mais oder Zuckerrüben, wie auf einer halben Hektare wächst. Wollte man alle zwei Millionen Personenwagen in der Schweiz antreiben, müsste man dazu einen Viertel der ganzen Schweiz (also mehr als alle bisherige Ackerfläche) mit Getreide oder Zuckerrüben bepflanzen. Es sei denn, man importiere die entsprechende Menge Futter, zum Beispiel aus der Dritten Welt.

In einem Punkt ist indes das Auto dem Vieh überlegen: In der Kaufkraft seines Besitzers. Damit ist abzusehen: Wenn unsere klugen Köpfe weiterhin auf Aethanol als «Alternative» zum autoantreibenden Benzin setzen, ergibt sich eine neue Rangfolge am Futternapf. Zuerst kommen die Autos, dann die Schweine und am Schwanz stehen die Hungernden, die schon bisher mangels genügender Kaufkraft am Markt um die Nahrung nicht mitbieten konnten. Das eingangs erwähnte Fazit wird dann wohl so lauten: «Die Autos der Reichen fressen das Getreide der Armen.»

# Wie die Effizienz-Revolution sich im Konsum revolutionär auswirkt

Erschienen am 29. Juli 1996

*Vor einem Vierteljahrhundert wurde einigen bewusst, dass es sich lohnt, Güter zu teilen: etwa das Auto, den Staubsauger, den Rasenmäher oder die Zweitwohnung.*

Von Hanspeter Guggenbühl

«Wir müssen die Effizienz steigern», erklärte der Chef den Angestellten, bevor er ihnen ein Rationalisierungsprogramm und Lohnkürzungen ankündigte. «Das Werk ist nicht mehr produktiv», konstatierte der Verwaltungsrat, als er es stilllegte und die Belegschaft entliess. Angestellte und Entlassene haben die Lehre gelernt: «Wir müssen effizienter und produktiver werden», sagen sie sich nun auch als Konsumentinnen und Konsumenten.

«Der Index der Konsumentenstimmung verschlechterte sich erneut», schreibt die Kommission für Konjunkturfragen in ihrem jüngsten Bericht «zur Lage der schweizerischen Wirtschaft». In den Medien wird seit Monaten «anhaltende Konsumflaute», «fehlende Kauflust» oder – weil Wachstum das Mass aller Dinge ist – «wachsende Konsum-Unlust» beklagt.

Doch die Jammeriaden von Konjunkturbeobachtern und Medienleuten entspringen einem grundlegenden Irrtum: Die Konsumentinnen und Konsumenten sind weder unglücklich noch schlecht gestimmt. Sie sind bloss effizienter geworden und haben ihre Produktivität gesteigert.

Gelernt haben sie das vom produzierenden Teil der Wirtschaft. So hat die Schweizer Volkswirtschaft ihre Produktivität, also das reale Bruttoinlandsprodukt gemessen an der Zahl der im Inland geleisteten Arbeitsstunden, seit 1970 um rund 30 Prozent erhöht. Das heisst: Immer mehr Güter und Dienstleistungen wurden immer effizienter produziert. Dieses Mehr liess sich nur absetzen, weil die Kundenschaft unproduktiver konsumierte; sie nutzte also die gekauften Waren und Dienste weniger gut aus und frönte zuweilen gar der Verschwendung. Doch damit, wie erwähnt, ist es nun vorbei. Das zeigen Beispiele aus allen Kaufkraftklassen.

## Tauschen und Teilen

Da gibt es etwa die Unternehmensberaterin in Zollikon, die in der Ferienzeit ihre Villa am Zürichsee mit der Attikawohnung eines in Rom wohnhaften Architekten tauscht und ihre nur selten benutzte Zweitwohnung in der Toscana verkauft. Gleichzeitig verbringt der Römer Architekt seinen Urlaub im Haus eines Brockers in St. Moritz, während dieser ferienhalber in der Zolliker Villa der Unternehmensberaterin haust. Solcher Tausch steigert die Produktivität gleich mehrfach: Erstens liegt weniger Wohnraum brach. Zweitens können alle drei Personen auch in den Ferien standesgemäss wohnen. Drittens ersparen sie sich Hotelzimmer oder Zweitwohnung und obendrein die Alarmanlagen samt Securitaswächter für die sonst ferienhalber leerstehenden Gebäude.

Auf die Idee mit dem Wohnungstausch und Zweitwohnungs-Verkauf ist die Unternehmensberaterin gekommen, nachdem sie für ihren Kunden aus der Textilindustrie eine Rationalisierungs-Studie erstellt hatte. Um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können, so lautete ihr Rezept, müsse der Textilunternehmer seinen überdimensionierten Maschinenpark redimensionieren und die Betriebszeit für die verbleibenden Webstühle mittels Dreischicht-Betrieb erhöhen.

Was den wohlhabenden Immobilienbesitzern billig ist, das kann dem mobilen Mittelstand nur recht sein. Dies erkannte auch ein Beamter aus Wetzikon. Deshalb pendelt er neuerdings mit der schnellen S-Bahn in die Zürcher City. Er gewinnt damit täglich eine halbe Stunde Zeit, die er früher im stockenden Kolonnenverkehr verbrachte. Weil sein Auto seither noch öfter auf einem öffentlichen Parkplatz brach lag, beteiligt er sich in Wetzikon an einer Autoteiler-Organisation und brachte seinen Mittelklassewagen als Kapital gleich mit ein. Damit erhöhte er nicht nur die Produktivität seiner eigenen Mobilität – und spart nebenbei Geld – sondern verdreifacht auch die Nutzungsdauer seines früheren Autos.

Den Anstoss zum Bahnfahren und Autoteilen bekam der Beamte, als in der Staatsverwaltung allgemeine Lohnkürzungen angekündigt und das «New Public Management»

eingeführt wurde. Seit das Produktivitätsdenken alle Amtsstuben durchdringt, findet es der auf Effizienz getrimmte Beamte höchst komisch, wenn Leute in ihrer Freizeit ein eigenes Vehikel betreiben, das in 23 von 24 Stunden stillsteht, dabei einen Stehplatz von der Fläche eines halben Kinderzimmers beansprucht und obendrein noch mehr als zehn Prozent eines Durchschnitts-Lohns verschlingt.

Dass selbst in der Unterklasse ein beträchtliches Konsumproduktivitäts-Potential brach liegt, erkannte eine Verkäuferin in Dietikon, nachdem sie wegrationalisiert und arbeitslos geworden war. Statt Fleisch von den Schweinen aus der Tierfabrik, die mit Getreide gemästet werden, isst sie nun das Getreide direkt in Form von Teigwaren und Birchermüesli. Damit senkt sie nicht nur die riesigen Umwandlungsverluste in der Nahrungskette, sondern vermindert auch die Krankheitskosten, die durch übermässigen Fleischkonsum entstehen, und leistet damit einen Beitrag zur finanziellen Gesundung des Gesundheitssystems.

## Mut zum Faktor vier

Die Liste der Beispiele lässt sich beliebig verlängern. Aufgehetzt vom Weissbuch «Mut zum Aufbruch», verunsichert durch das Rotbuch über «Das Geschwätz von der freien Marktwirtschaft» und kreativ stimuliert vom Grünbuch «Faktor vier – Doppelter Wohlstand, halbiertes Naturverbrauch» entdecken Konsumentinnen und Konsumenten stets neue Wege, um ihre persönliche Konsumproduktivität zu erhöhen: Wohngenosenschaften propagieren den Etagenstaubsauger, sie verdoppeln damit die durchschnittliche Saugzeit pro Gerät von täglich 10 auf 20 Minuten. Einfamilienhaus-Besitzer gründen Rasenmäher-Pools und erzielen damit einen Mähproduktivitätsfaktor vier. Modebewusste organisieren Kleiderbörsen nach dem Motto «halber Textilbesitz, doppelter Konfektionswechsel».

Wenn das so weiter geht, jubelte kürzlich die Geschäftsführerin des Schweizerischen Konsumentenverbandes (SKV), können wir bis zum Jahr 2005 den Detailhandels-Umsatz halbieren und die Wettbewerbsfähigkeit des Konsumstandortes Schweiz auf das Niveau der ostasiatischen Schwellenländer anheben.

# Wirtschaftswissenschaftler in der Stagnation, ratlos

Grüne Ökonomen fördern die Effizienz-Revolution im Konsum zusätzlich: Unter dem Slogan «Effizienterer Konsum ist billiger als zusätzliche Produktion» haben sie das für die Energiewirtschaft propagierte Konzept der Minimalkostenplanung (neudeutsch: «Least Cost Planning») auf den gesamten Warenverbrauch erweitert.

Auch Public-Relations-Fachleute klopfen sich stolz auf die Schultern: Haben sie uns nicht jahrelang eingehämmert, dass Begriffe wie «Verzicht» oder «Sparen» negative Assoziationen wecken und deshalb das Konsumverhalten kaum beeinflussen können? Stattdessen empfehlen sie den Einsatz von positiv besetzten Begriffen wie «effizient» oder «produktiv» – und sie haben uns nun endlich auch als Konsumierende positiv beeinflusst.

## Produzenten reiben sich die Augen

Nur die Bauunternehmer, Fremdenbettvermieter, Automobilfabrikanten, Fleischproduzenten, Rasenmäherhersteller, Staubsaugervertreter und Textilverkäufer reiben sich die Augen, seit sie auf ihren Wohnungen, Blechkisten, Filets, Kleidern, Mäh- und Sauggeräten sitzen bleiben. Nein, so haben sie das nicht gemeint, als sie uns die Steigerung von Effizienz und Produktivität predigten.

PS: Alle Personen und ihre Handlungen in diesem Artikel sind erfunden. Aber was nicht ist, das kann noch werden.

*Erschienen am 7. November 1996*

*Stagnation ist eine Realität. Aber in den Modellen und Rezeptbüchern der Ökonomen ist diese Realität nicht vorgesehen*

Von Hanspeter Guggenbühl

## Prinzip Hoffnung

Seit sechs Jahren prophezeien uns die Konjunkturforscher wirtschaftliches Wachstum. Doch seit sechs Jahren herrscht Stillstand. Fragt man die studierten Ökonomen nach Rezepten, um eine langfristige Stagnation ohne grosse Krisen und Zusammenbrüche zu bewältigen, stösst man auf Ratlosigkeit. Mit einer Wirtschaft ohne Wachstum mag sich kaum jemand auseinandersetzen.

«Stagnation ist über eine lange Frist nicht denkbar», denkt Stephan Vaterlaus, Stellvertretender Direktor der BAK Konjunkturforschung Basel AG. «Das wäre eine gesamtwirtschaftliche Katastrophe», urteilt Bernd Schips, Leiter der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich, und er folgert: «Als Ökonomen haben wir deshalb dafür zu sorgen, dass diese schwierige Situation gar nicht erst eintritt.» Noch dezidierter ist die Meinung von Henner Kleinewefers, Wirtschaftsprofessor an der Universität Freiburg: «Da es unmöglich ist, kann es auch keine Rezepte geben», antwortete er auf die Frage der «Weltwoche», was wirtschaftspolitisch vorzuziehen wäre, um Wohlstand, Arbeitsplätze und Staatsleistungen möglichst gut zu sichern, falls die Schweizer Volkswirtschaft nicht mehr weiter wachsen sollte.

## Prognosen und Realität

Die Antworten sind exemplarisch: Ein Leben mit der Stagnation ist bei Wirtschaftswissenschaftlern und Konjunkturforschern nicht vorgesehen. Und wird folglich auch nicht vorausgesehen. So haben uns die Konjunkturforschungs-Institute KOF, BAK und Créa seit 1990 in verblüffender Übereinstimmung jedes Jahr ein Wirtschaftswachstum von einem Prozent oder mehr prognostiziert. Schreibt man ihre Prognosen vom Herbst für das jeweils folgende Jahr fort, so wäre das reale Bruttoinlandprodukt (BIP) der

Schweiz – das teuerungsbereinigte Mass für die gesamtwirtschaftliche Wertschöpfung – von 1990 bis 1996 um 10,0 Prozent (BAK) bis 11,7 Prozent (Créa) gestiegen. Demnach hätte der Umsatz der Schweizer Volkswirtschaft im Jahr 1996 das Resultat von 1990 um 35 bis 40 Milliarden Franken übertreffen müssen.

Doch der Wunsch blieb Vater aller Prognosen, denn in Wirklichkeit herrscht seit sechs Jahren Stagnation. Um genau zu sein: Die Schweizer Volkswirtschaft ist seit 1990 sogar ein bisschen geschrumpft: Das reale BIP, so lässt sich aus den neusten Zahlen abschätzen, dürfte im Jahr 1996 um 0,5 Prozent unter dem Stand von 1990 liegen. Und weil die Bevölkerungszahl im gleichen Zeitraum um 4,5 Prozent zugenommen hat, sank das reale BIP pro Kopf der Bevölkerung sogar um 5 Prozent.

Gründe für die Fehlprognosen sind schnell zur Hand. Der Franken war zu stark, die Konsumneigung zu schwach, die Verlagerung der Produktion ins Ausland nicht abschätzbar. Die Prognosemodelle basieren eben allzu stark auf der Vergangenheit, die bis Ende der 80er-Jahre von markantem Wachstum geprägt war. Kommt dazu, dass die Wirtschaftspropheten von vornherein einem gewissen Zweckoptimismus verpflichtet sind. Hätten nämlich KOF und BAK und Co. die Schrumpfraten präzise vorausgesagt, könnten sie sich im Nachhinein ihrer Treffsicherheit zwar rühmen. Gleichzeitig würden ihnen Unternehmen und Gewerkschaften aber vorwerfen, ihre Prognosen hätten sich von selbst erfüllt und den Konjunkturstillstand erst verursacht.

Der real existierenden Horizontalkurve zum Trotz setzen die meisten Ökonomen unverdrossen auf den «Aufschwung». Die KOF etwa prognostiziert eine Zunahme des realen BIP von 0,9 Prozent für das Jahr 1997, um 1,9 Prozent für 1998 und ist damit noch keineswegs zufrieden: «Von einem kräftigen Aufschwung kann nach wie vor nicht die Rede sein.»

Mit einer langfristigen Stabilisierung der volkswirtschaftlichen Produktion mögen Konjunkturforscher, Szenarienschreiber und Budgetplaner schon gar nicht rechnen: «Wir haben kein Szenario mit einem Nullwachstum gemacht, sondern konzentrieren uns darauf, das unbefriedigende Wachstum zu



verbessern», erklärt KOF-Chef Schips. Sein Kollege Jean Christian Lambelet, langjähriger Leiter des Lausanner Institutes Créa, pflichtet ihm bei. «Wir müssen alles tun, um die Stagnation zu überwinden.»

Ob das in absehbarer Zeit gelingt, bezweifelt allerdings eine Minderheit der von der «Weltwoche» befragten Ökonomen. Selbst der wachstumsorientierte Henner Kleinewefers sinniert: «Die Stagnation wird erst überwunden, wenn es einer politisch relevanten Mehrheit so schlecht geht, dass die längst bekannten und nötigen Reformen energisch, konsequent und ohne Wenn und Aber durchgeführt werden. Das kann noch manches Jahr dauern, wird aber je länger desto schmerzlicher.»

An Vorschlägen, wie man die Stagnation überwinden könnte, mangelt es den Leuten aus Wirtschaftswissenschaft, Unternehmen und Gewerkschaften nicht; es fehlt lediglich die Einigkeit darüber, welche Massnahmen nun die richtigen sind, und wie sie sich durchsetzen lassen. Die grosse Ratlosigkeit beginnt erst mit der Frage, was vorzukehren wäre, um die Stagnation, sofern sie sich doch nicht überwinden lässt, mit möglichst wenig Krise und sozialen Spannungen zu bewältigen. Damit kann auch BAK-Vize Vaterlaus wenig anfangen: «Das ist eine defensive, destruktive und resignative Fragestellung. Wir stellen uns nicht die Frage, wie man die heutige Stagnation fortschreibt, sondern was man tun muss, um davon wegzukommen.»

Aus kurzer Sicht mag es verständlich sein, wenn die Stagnation des volkswirtschaftlichen Umsatzes aus allen wirtschaftspolitischen Perspektiven und Strategien ausgeblendet und verdrängt wird. Denn solange die Bevölkerung wächst, führt ein gleichbleibendes Bruttoinlandprodukt zu sinkendem Einkommen pro Kopf. Und solange die Produktivität pro Arbeitsplatz oder Arbeitsstunde steigt, schrumpft bei stabiler Produktion das Arbeitsvolumen, was bei gegebener Verteilung der Arbeit die Arbeitslosigkeit erhöht. Ein Verzicht auf Effizienzsteigerung – sei es bei Arbeit, Energie- oder Materialeinsatz – ist ebenfalls nicht empfehlenswert, weil damit die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz in der globalen Wirtschaft sinkt, was sich negativ auf die Exporte auswirkt und mithin zu sinkendem

Umsatz führt. Schon aus dem Volksmund tönt's: «Stillstand ist Rückschritt.»

Nicht nur die Privatwirtschaft, auch der Staat ist unter den heutigen Rahmenbedingungen vielfältigen Wachstumszwängen unterworfen. So setzt die Finanzierung von staatlicher Infrastruktur, von Sozialleistungen, AHV und Arbeitslosenkassen permanentes Wirtschaftswachstum voraus – sofern man nicht den Finanzierungsschlüssel ändern oder einen schmerzhaften Leistungsabbau in Kauf nehmen will.

Deshalb weisen auch Sozialdemokraten und Gewerkschaften den Gedanken an das sogenannte «Null-Wachstum» (ein verbaler Widerspruch in sich) als «Horrorszenario» von sich. Dabei wären gerade sie als Sachwalter der Schwächeren in der gegenwärtigen Situation speziell gefordert. Denn es ist weit schwieriger, einen schrumpfenden Wohlstands- und Arbeitskuchen gerecht zu verteilen als bloss dafür zu sorgen, dass vom wachsenden Kuchen einige zusätzliche Stücke der eigenen Klientel zu Gute kommen. Eine bleibende Stagnation, darüber sind sich alle Befragten einig, würde die Verteilungskämpfe verschärfen.

### Langfristig unausweichlich

Langfristig lassen sich härtere Verteilungskonflikte aber ohnehin nicht vermeiden. Denn «ein stetiges und dauerhaftes Wachstum», das sich Wirtschaftsführer und Politiker mit beschränkter Amtszeit so sehr wünschen, entpuppt sich in einer begrenzten Welt unweigerlich als Illusion. Das illustriert eine einfache Rechnung:

Schon ein bescheidenes – und von den meisten Konjunkturexperten als «ungenügend» beurteiltes – BIP-Wachstum von jährlich zwei Prozent führt innert 35 Jahren zu einer Verdoppelung, innert 70 Jahren zu einer Vervierfachung, innert 105 Jahren zu einer Verachtfachung und in 350 Jahren zu einer Vertausendfachung der wirtschaftlichen Produktion. Bei einem 10prozentigen Wachstum, wie wir es momentan in China antreffen, ergibt sich die Vertausendfachung schon in 72 Jahren, also innerhalb eines Menschenlebens. Selbst wenn es gelingt, mit einer ökologischen Effizienzrevolution einen «Faktor 4»

(viermal weniger Naturverbrauch pro Produktionseinheit) oder gar einen Faktor 10 zu erreichen, ist ewiges Wachstum ökologisch nicht verkraftbar.

Mathematisch und ökologisch denkende Leute, angeführt vom Club of Rome, haben schon vor über zwanzig Jahren erstmals auf diese «Grenzen des Wachstums» hingewiesen. In der Schweiz suchte in den 70er-Jahren eine interdisziplinäre Forschungsgruppe unter Leitung des Volkswirtschaftlers Hans Christoph Binswanger Antworten auf die zentrale Frage: «Wie und mit welchen politisch-rechtlichen Steuerungsstrukturen ist es möglich, aus der Phase eines exponentiellen Wachstums in geordneter Weise, ohne ökonomische Krisen, in ein ökonomisch-ökologisches Gleichgewicht zu gelangen?» Die dabei entwickelten vagen Ideen für einen «sanften Übergang von einer aggressiven und expansiven Wirtschaft zu einer Gleichgewichts-Wirtschaft», veröffentlicht im «NAWU-Report» (S.Fischer-Verlag 1978), wurden jedoch von den im Tagesgeschäft tätigen Ökonomen kaum wahrgenommen, geschweige denn weiterentwickelt.

Gewiss, eine langfristig stagnierende Wirtschaft wirft ökonomische Probleme auf und verlangt Antworten auf grundlegende Fragen: Wie kann ein schrumpfendes Arbeitsvolumen unter den Arbeitswilligen gerechter verteilt werden? Wie belohnt man diejenigen, die freiwillig auf ein Stück am knappen Arbeitskuchen verzichten? Wie verteilen wir ein gleichbleibendes Volkseinkommen unter einer wachsenden Bevölkerung, ohne dass mehr Leute unter das Existenzminimum fallen? Oder umgekehrt: Wie lassen sich die Kosten für das Existenzminimum – für Nahrung, Kleidung, Gesundheitserhaltung etc. – auf ein tragbares Mass für alle senken? Welche Systemänderungen sind notwendig, um die Sozialaufgaben auch bei schrumpfenden Staatseinnahmen zu erfüllen? Wieweit kann Nachbarschaftshilfe einen Teil des Sozialstaates ersetzen? Und wie vor allem durchbricht man den eigendynamischen Wachstumszwang der Geldwirtschaft?

Selbst im St. Galler Institut für Wirtschaft und Ökologie (IWÖ), das NAWU-Schriftleiter Hans Christoph Binswanger 1991 gründete, sucht man heute vergebens nach einem ganzheitlichen ökonomischen Modell zur Bewältigung der wirtschaftlichen Stagnation. «Solche

Gesamtszenarien passen nicht zum heutigen Zeitgeist, da wird man schnell einmal als Utopienbauer verschrieen, der die Wirtschaft und Gesellschaft am Schreibtisch entwerfen will», begründet Institutsmitglied Uwe Schneidewind. Deshalb konzentrierte man sich im IWÖ darauf, «bausteinartig» Innovationsstrategien für Unternehmen und Politik zu erarbeiten mit dem Ziel, die Anliegen von Ökonomie und Ökologie miteinander zu versöhnen.

Eine weitere Erklärung, weshalb die «platonische Utopie einer stabilen Wirtschaft» (NAWU-Report) bisher auf wenig Resonanz stiess, lieferte der Ökonom und Politiker Franz Jäger in seinem Buch «Natur und Wirtschaft» (Rüegger-Verlag, 1993): «Die Tatsache, dass Nullwachstum, abgesehen von ordnungspolitischen Implikationen, eine Überwindung des Ökonomie-Ökologie-Konflikts nicht zu garantieren vermag, wie auch der Nachteil, dass Nullwachstum Wohlstands-, Beschäftigungs- und Verteilungsprobleme aufwirft, beeinträchtigen die politische Akzeptanz wirtschaftspolitischer Stagnationsstrategien.»

Franz Jäger gehört selber zur Mehrheit der Ökonomen, die das Problem der Stagnation durch dessen Überwindung lösen möchten und als Rezept dazu «mehr Flexibilität», «mehr Mobilität» oder die «Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Naturkonsum» verschreibt. Trotzdem, so räumt er ein, müsse man sich überlegen, wie man im Falle einer langfristigen Stagnation «Schadensminimierung» betreiben kann. Die Lösung der damit verbundenen Probleme setze jedoch einen Wertewandel und insbesondere eine «Abkehr vom Besitzstandsdenken» voraus. Mit der Lösung dieser Probleme aber sei die Ökonomie allein überfordert, glaubt Jäger, es brauche dazu die Mithilfe von Philosophie, Psychologie oder Soziologie.

Fazit: Stagnation (inklusive das Nachdenken darüber) ist offensichtlich unattraktiv. Aber langfristig unausweichlich. Und gegenwärtig ein Faktum. Die Ökonomie kommt deshalb nicht darum herum, sich mit dieser Realität – und sei's als Strafaufgabe – in Forschung und Praxis intensiver auseinanderzusetzen. Denn Verdrängen und Gesundbeten hilft nicht weiter.

# Corona-Bilanz: Im Impfschacher nur «Mittelmass». Und sonst?

Erschienen am 8. April 2021

*In der Krise zeigen Staaten ihre Stärken und Schwächen. Im Meckern sind die Medien Spitze. Eine Momentaufnahme und Jahresbilanz.*

Von Hanspeter Guggenbühl

Abgerechnet wird am Schluss, wenn «Corona» wieder mit Bier statt mit Pandemie verknüpft wird. Doch so lange wollen oder können wir Medienschaffende nicht warten. Im Tagesrhythmus starren wir auf die aktuellen Daten; die einen selektiv auf Fall-, andere auf Todes- oder Hospitalisierungszahlen; neuerdings sind auch Impfraten hoch im Kurs. Und bevorzugt widmen wir uns dem Meckern.

Viel zu Meckern haben zurzeit Medienleute in Staaten, die beim Impfen nicht so schnell sind wie andere. Letzten Samstag (3. April) etwa klagte Christina Neuhaus in der NZZ auf Seite 1, die Schweiz sei bei der «Bewältigung der Krise» nur noch «Mittelmass», weil sie sich «zu spät, zu zögerlich, zu wenig» Impfstoff gesichert habe. Tags darauf wetterten Lukas Häuptli und Franziska Pfister in der Sonntags-NZZ, weil viele Kantone über die Osterfeiertage gar nicht impften.

## Widersprüchliche Kritik

Zwar darf man fragen, ob es Sinn macht, bei einem Langstreckenlauf, der mindestens bis Mitte Jahr dauert, die Zwischenzeit an Ostern als Mass aller Dinge zu nehmen. Oder ob Impfen in Sonderschichten an Feiertagen notwendig ist, wenn sich die Impfkapazitäten selbst an Werktagen mangels Impfdosen nicht auslasten lassen.

Doch wesentlich ist etwas anderes: Im nationalen Biet- und Raffwettbewerb um Impfdosen, den reiche auf Kosten von armen Staaten führen, ist die Schweiz tatsächlich nur «Mittelmass». Sie liegt deutlich hinter den Konkurrenten Israel, Grossbritannien oder den USA zurück, also hinter Staaten, die wir bei anderer Gelegenheit wenig rühmen.

Wenn nun die NZZ die mangelnde Performance der Schweiz im globalen Impfwettbewerb geisselt, so ist das für das Leibblatt der Ellbogengesellschaft immerhin konsequent. Weniger konsequent ist, dass dieselbe

Kritik auch Medien links der NZZ erheben, die bei anderer Gelegenheit für Ausgleich gegenüber Ländern im Süden plädieren; im Krisenfall steht ihnen das nationale Interesse offensichtlich immer noch näher als die internationale Solidarität.

Allerdings bleibt auch das Medium, das sonst die Devise «weniger Staat, mehr Freiheit» hochhält, nicht konsequent. So kritisierte Christina Neuhaus im erwähnten NZZ-Leitartikel, der Bundesrat sei auf den Vorschlag von VR-Präsident Albert Baehni, die private Lonza mit Staatsmillionen zu subventionieren, um sich damit – allenfalls – zusätzliche Impfdosen zu sichern, nicht eingegangen.

Soweit mein Gemecker über das widersprüchliche Impf-Gemecker der anderen. Abgerechnet aber wird wie erwähnt erst am Schluss. Dann geht es weniger um die «zu spät» oder «zu zögerlich» gespritzten Impfdosen, sondern vielmehr um die Antwort auf die Frage, wie gut die Länder die Corona-Epidemie insgesamt bewältigt haben. Da dieses Ende noch bevorsteht, begnügen wir uns im Folgenden mit einer Zwischenbilanz zum Jahr 2020, basierend auf Indikatoren, die relevanter sind als die aktuellen Impfraten.

## Einfluss auf Leben und Tod

Am wichtigsten ist die Natur, denn diese bildet die Lebensgrundlage aller Menschen. Dieses grosse Thema klammern wir an dieser Stelle aus, nachdem Infosperber einige Auswirkungen der Corona-Epidemie auf den Naturverbrauch (Energie, Verkehr, Klima, etc.) schon früher thematisierte, zuletzt unter dem Titel «Naturbuchhaltung 2020».

Beginnen wir also mit dem Einfluss der Epidemie auf das Leben und Sterben der Menschen. Dazu veröffentlichen Ämter und Medien täglich Corona-bedingte Gesundheits-, Spital- oder Sterbedaten. Aussagekräftiger als diese spezifischen, mit Abgrenzungsschwierigkeiten behafteten Corona-Statistiken sind Informationen über die gesamte Sterblichkeit, also: Wie viele Menschen in der Schweiz sind im Corona-Jahr 2020 gestorben, und wie viele mehr waren es im Vergleich zum Vorjahr oder zum Durchschnitt mehrerer Vorjahre\*, als sich Corona noch nicht auswirkte?

In der Schweiz starben 2020 total 76 000 Menschen, zeigen die soeben veröffentlichten Zahlen des Bundesamtes für Statistik (BFS). Das sind 8200 Personen oder 12 Prozent mehr als im Vorjahr. Übrigens: Diese vom BFS erfasste Übersterblichkeit (8200 Personen) stimmt weitgehend überein mit den 2020 dem BAG gemeldeten «Todesfälle im Zusammenhang mit Covid-19» (Bericht hier); das relativiert die vielerorts geäusserte Kritik an der entsprechenden BAG-Statistik.

Im internationalen Vergleich liegt die Schweiz mit ihrer Übersterblichkeit (11 bis 13 %\*) im europäischen Durchschnitt, zeigt ein Vergleich mit Daten von «Euronews». Deutlich tiefer als in der Schweiz war demnach die Übersterblichkeit 2020 in Deutschland oder Dänemark, nahezu gleich hoch in Schweden und Österreich, deutlich höher in Spanien und Italien. In Grossbritannien und den USA, welche einige Medienschaffende wegen ihren hohen Impfraten heute loben, war die Übersterblichkeits-Rate im Jahr 2020 ebenfalls höher als in der Schweiz (auf einen weltweiten Vergleich verzichten wir hier, da die Daten in vielen aussereuropäischen Länder unzuverlässig sind).

Neben den statistisch eindeutig erfassbaren Todesfällen gibt es das Leben vor dem Tod. Die Mittel zur Bekämpfung der Corona-Epidemie – vom Maskenzwang über die Einschränkung der Versammlungs- und Reisefreiheit bis zur Schliessung von Läden und Gaststätten – haben die Qualität dieses Lebens für manche Menschen verschlechtert (Stichworte: «Coronamüdigkeit», «Sehnsucht nach Normalisierung»), für andere verbessert (Stichworte: «Beschaulichkeit», «Abkehr vom ganz normalen Wahnsinn»). Die Bilanz zur Lebensqualität im Corona-Jahr 2020 bleibt somit subjektiv. Nimmt man den Umfang der Einschränkungen als Massstab, so war die Bevölkerung in der Schweiz im Vergleich zu jener der meisten anderen europäischen Staaten unterdurchschnittlich betroffen. So blieben Skigebiete offen, Läden weniger lang geschlossen, etc.

## Einfluss auf Geld und Wirtschaft

Leichter als die Qualität des Lebens lässt sich der Gang der Wirtschaft erfassen. Dabei stützen sich Ökonomen und Politikerinnen bevorzugt auf das Bruttoinlandprodukt (BIP), also die Summe aller in Geld erfassten Wirtschaftsleistungen. Hier haben die Massnahmen zur Eindämmung der Corona-Epidemie global deutliche und national unterschiedlich grosse Spuren hinterlassen:

Das weltweite Sozialprodukt schrumpfte im Jahr 2020 gegenüber dem Vorjahr um 3,5 Prozent. Bei dieser Zahl handelt es sich um die neuste Schätzung des Internationalen Währungsfonds (IWF). Zum Vergleich: Kurz vor Beginn der Corona-Epidemie prognostizierte der IWF fürs Jahr 2020 noch ein Wachstum der globalen Wirtschaft um 3,3 Prozent. Das heisst: Corona senkte die globale Wirtschaftsleistung um rund sieben Prozent. Eine noch stärkere Schrumpfung der Weltwirtschaft verhinderten viele Staaten, indem sie die Wirtschaft mit Staatsgeld massiv stützten und damit eine starke Zunahme der Staatsverschuldung in Kauf nahmen.

Grosse Unterschiede: In den einzelnen Staaten oder Staatengruppen entwickelte sich das Bruttoinlandprodukt 2020 unterschiedlich. Während das BIP in China trotz Corona 2020 noch leicht zunahm, sank es im Schnitt der westlichen Industriestaaten (OECD) stärker als im globalen Durchschnitt. Beispiele: Das BIP in den USA verminderte sich 2020 gegenüber 2019 um 4,6 Prozent, in Japan um 5,5 Prozent im Schnitt der EU um 6,3 Prozent. Innerhalb der EU sank das BIP im viel kritisierten Deutschland um 5,0 Prozent, im von der NZZ zum Impf-Musterland erkorenen Grossbritannien hingegen um 10,3 Prozent, in Italien und Frankreich um 8 bis 9 Prozent (Quellen: OECD, EU, Datenstand Februar 2021, übersichtliche Tabelle WKO hier).

Die Schweizer Wirtschaft schrumpfte 2020 mit einem BIP-Minus von 2,9 Prozent weniger stark als die Wirtschaft der meisten anderen Industriestaaten, zeigt die neuste Schätzung des Bundes. Dabei dämpften Bund und Kantone den BIP-Rückgang ebenfalls mit zusätzlicher Staatsverschuldung.

## Vor und mit Corona: Ein Leben auf Pump

Die Meinungen, ob und ab welchem Mass Staatsschulden ein Problem sind, gehen innerhalb der Wirtschaftswissenschaft weit auseinander. Fest steht: Schon seit der Jahrtausendwende wachsen – bei jährlichen Schwankungen – die Schulden der meisten Staaten (die Schweiz blieb dank Schuldenbremse eine Ausnahme). Im Corona-Jahr 2020 allein stieg die Staatsverschuldung, gemessen am BIP, in den USA um annähernd 20 Prozentpunkte (PP), in den EU-Staaten um durchschnittlich 16 PP, in der Schweiz hingegen um weniger als 10 PP, zeigt eine Publikation der ETH-Konjunkturforschungsstelle vom Januar 2021. Am Ende des Jahres 2020 summierten sich die Staatsschulden in den USA auf rund 130 Prozent des jährlichen BIP, in der EU auf knapp 100 Prozent, während die Staatsverschuldung in der Schweiz mit rund 30 Prozent relativ moderat bleibt.

Eine zunehmende Staatsverschuldung ermöglicht ein vorweggenommenes Wachstum oder eine reduzierte Schrumpfung der Wirtschaft; dies zu Gunsten der heutigen, zu Lasten von späteren Generationen. Das veranschaulicht ein theoretisches Beispiel: Wollten die USA ihre aufgelaufenen Staatsschulden von 130 Prozent des BIP vollständig abbauen, müssten dort alle Erwerbstätigen 1,3 Jahre gratis arbeiten. Eine solche Schuldentilgung strebt in der Praxis selbstverständlich keine Regierung an.

Fazit: Die Bekämpfung der Corona-Epidemie senkte im Jahr 2020 die Lebenserwartung um ein knappes Prozent, senkte die Wirtschaftsleistung der westlichen Industriestaaten um 2 bis 12 Prozent, erhöhte die Staatsverschuldung um 10 bis 20 Prozentpunkte, aber verminderte zumindest vorübergehend die Ausbeutung der Natur. Ein weiterer Aspekt, den wir in diesem Artikel ausklammerten: Die Arbeitslosigkeit stieg 2020, ebenso die Kurse an den Aktienbörsen, was zeigt: Corona vergrösserte die Kluft zwischen arm und reich.

.....  
\*Die Sterblichkeit lässt sich unterschiedlich bemessen. Entweder vergleicht man die Todesfälle im (Corona-) Jahr 2020 mit dem Vorjahr 2019 und erfasst damit die Differenz, in der Schweiz also 8200 Personen oder 12 Prozent. Oder man vergleicht die Todesfälle mit dem Durchschnitt der vorangegangenen fünf Jahre; für die Schweiz ergibt dies im Jahr 2020 eine Zunahme von 13 Prozent. Oder man vergleicht die Zahl der Verstorbenen mit der von Statistik-Experten voraus berechneten Sterblichkeit. Daraus resultiert eine Übersterblichkeit von 11 Prozent. Was zeigt: Bei allen drei Methoden unterscheiden sich die Resultate für die Schweiz nur unwesentlich.  
.....







Der

## Zürcher Journalistenpreis 2021

wird

**Christof Gertsch und Mikael Krogerus**

für ihren Artikel

**«Die Maggingen-Protokolle»**

erschienen im DAS MAGAZIN vom 31. Oktober 2020

verliehen.

Zürich, 30. August 2021

Die Jury:

  
Stefan von Bergen

  
Hannes Britschgi

  
Lisa Feldmann

  
Nina Jecker

  
Christina Neuhaus

  
Hansi Voigt

# Preisträger



## Christof Gertsch

Wir lernten uns 2007 bei der NZZ kennen. Christof arbeitete im Sportressort der «NZZ am Sonntag», Mikael beim «NZZ Folio» und als Kolumnist des NZZ-Sports. Bald aber trennten sich unsere Wege, Mikael zog es nach Berlin, Christof blieb in der Schweiz. 2015 dann ein Wiedersehen: Christof schrieb als Co-Autor die Biografie von Ariella Kaeslin («Leiden im Licht») und bat Mikael um Feedback. Seine Einschätzung – «super Buch, aber ich glaube, das ist kein Einzelfall» – bildete auf eine Art den Startpunkt für die «Maggingen-Protokolle». Seit 2016 arbeiten wir beide beim «Magazin» der Tamedia-Zeitungen und schreiben neben anderen redaktionellen Tätigkeiten mehr oder weniger jedes Jahr gemeinsam eine grosse Sportgeschichte: 2017 «Die Entdeckung der Langsamkeit» über



## Mikael Krogerus

Usain Bolt, ausgezeichnet mit dem Hansel-Mieth-Preis. 2018 «Leben nach dem Tod» über Ben Johnson, ausgezeichnet mit einem AIPS Sports Media Award. 2020 «Der Boxer, der keiner sein wollte» über Buster Douglas, ausgezeichnet mit dem deutschen Reporterpreis, und eben die «Maggingen-Protokolle». Warum wir lieber gemeinsam schreiben? Weil mit einem allein keiner dieser langen Texte erschienen wäre. Weil jeder von uns Dinge beherrscht, die der andere einfach nicht drauf hat. Und: Weil wir uns mögen und gerne Zeit miteinander verbringen – notfalls bei der Arbeit. Christof lebt mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern an der Aare, Mikael mit seiner Frau und zwei grossen Kindern am Rhein.

# Laudatio

Laudatio für Christof Gertsch  
und Mikael Krogerus  
von *Lisa Feldmann*

Wenn man in Biel aufwächst, wie einer der Autoren, dann kennt man diese Mädchen.

Ihre Nervosität, das Zittern, wenn sie morgens einsteigen in die Funi Macolin, die Standseilbahn hinauf nach Magglingen. Ihren leeren Blick, zu müde, um auch nur aufs Handy zu starren, wenn sie sich abends auf den Bahnsteigen wieder unter die Pendler mischen. Sie gehören, sagt Mikael Krogerus, in Biel zur Szenerie des Bahnhofs wie in anderen Städten die Junkies.

Die Idee, dieser verstörenden Beobachtung nachzugehen, nahm im Rahmen eines Buch-Projektes Formen an. Der damalige NZZ-Sport-Kollege Christof Gertsch hatte 2013 das Leben des «nationalen Turnschätzchens» Ariella Käslin unter dem Titel «Leiden im Licht» aufgeschrieben und viel erfahren über ihre Nöte als junge Spitzen-Sportlerin.

Genau das aber schien den beiden Reportern dem Thema nicht angemessen: einzelne Schicksale darzustellen, wie es in den Medien immer wieder einmal passierte. Hier: Das arme gequälte Mädchen, dort: Der böse Trainer. Denn selbst wenn einzelne Vergehen Rücktritte und Kündigungen nach sich zogen, änderte sich nicht wirklich etwas am System im «Nationalen Sportzentrum Magglingen».

Genau so wenig wie in unserer der allgemeinen öffentlichen Wahrnehmung. Und darum genau ging es Gertsch und Krogerus. Ihr Stück nimmt uns als begeisterte Zuschauer der Mädchen-Turn-Wettkämpfe mit in die Verantwortung.

Man liest ihre Reportage, die Gesprächs-Protokolle, sieht in die Gesichter der Mädchen und man fragt sich, ob man wirklich

Hier können Sie den Artikel  
als Podcast hören:





überrascht ist von dem was man erfährt. Und wenn nicht: Warum man toleriert, dass junge Frauen gequält, ihre Seelen zerstört werden, für einen Sport, der ja auch durch uns, das begeisterte Publikum, sich immer weiter steigerte in ein Spektakel.

Krogerus und Gertsch nehmen uns mit in die Geschichte des modernen Kunst-Turnens. Ähnlich wie in der Mode wurden im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts die Mädchen immer jünger, ihre Weiblichkeit musste Ideal-Massen weichen, die von Männern definiert wurden und von der Öffentlichkeit gefeiert. Vierzehnjährige Mädchen, die keine 35 Kilo wogen, traf man auf den Laufstegen dieser Welt lange Zeit genauso an wie in den internationalen Turnhallen.

In der Modewelt hat ein Umdenken eingesetzt. Diversität ist angesagt, auch weil die #metoo-Bewegung dort ähnliche Missstände wie in der Filmbranche aufdeckte. Sogar die Finalistinnen in Heidi Klum's unangenehmer Top-Model-Fernsehshow dürfen jetzt normal gewichtig und von unterschiedlicher Hautfarbe sein, gewonnen hat in diesem Jahr ein Transgender-Model.

Krogerus und Gertsch kommen mit ihren «Magglingen-Protokollen» somit zum perfekten Zeitpunkt, der Boden ist bereitet für ein neues Bewusstsein, auch in der Hochleistungssportart Kunstturnen.

Moderne Idole wie die Amerikanerin Simone Biles vermitteln über soziale Netzwerke ihre Freude am Training, die Bedeutung ihres persönlichen Ehrgeizes, der eigenen Energie, ein Selbst-Bewusstsein, das sie weiter zu bringen scheint als Druck und Demütigungen.

In der Schweiz steht Magglingen nach der Reportage von Christoph Gertsch und Mikael Krogerus auf der Agenda des Bundesrates. Und das ist gut so.

Noch wichtiger aber ist, dass wir alle nie mehr einen Wettbewerb in «Rhythmischer Gymnastik» werden verfolgen können, ohne an diese Reportage zu denken. Und das ist sogar noch besser.

*Erschienen am 31. Oktober 2020*

*Im Kunstturnen und in der Rhythmischen Gymnastik gehören Einschüchterungen, Erniedrigungen und Misshandlungen zum Alltag. Acht Frauen erzählen.*

Von *Christof Gertsch und Mikael Krogerus*

## Rückblick

«Ich bin immer mit dem Trottinett von der Schule in Biel zum Funiculaire gerast. Ich durfte das Bähnchen auf keinen Fall verpassen, weil mich meine Trainerin sonst fertig gemacht hätte. Aber kaum sass ich schweissgebadet drin, dachte ich: Schade, dass ich es nicht verpasst habe.»

«Ich habe mir während der Fahrt immer ausgemalt, dass das Funiculaire plötzlich stehen bleibt. Ich habe mir gewünscht, dass es nie in Magglingen oben ankommt.»

«Ich habe während der Fahrt immer wieder daran gedacht, die Notbremse zu ziehen. Einfach diesen roten Knopf zu drücken, damit der Wagen hält.»

«Als ich unten einstieg, war die Welt um mich herum immer farbig. Als ich nach dem Training runterfuhr, war sie grau.»

Vier Frauen zwischen 23 und 29 Jahren sitzen in einer Pizzeria im Genfer Studentenviertel Plainpalais und unterhalten sich über die schlimmsten Jahre ihres Lebens: die Jahre im Leistungszentrum des Schweizerischen Turnverbands in Magglingen.

Es sind Lisa Rusconi, Stephanie Kälin, Marine Périchon und Sarah Marchini. Vier der besten Schweizer Gymnastinnen der letzten zwanzig Jahre.

## Kapitel 1

# «Magglingen kann von Glück reden, dass sich noch keine Turnerin das Leben genommen hat.»

## Wie es zu dieser Geschichte kam

Magglingen, ein Dorf am Jurasüdfuss oberhalb des Bielersees, ist das Herz des Schweizer Sports. Hier hat das Bundesamt für Sport mit 500 Mitarbeitenden seinen Sitz, die Eidgenössische Hochschule für Sport, das Nationale

Sportzentrum und das Kompetenzzentrum Sport der Armee. Oberste Chefin der Magglinger Institutionen ist Bundesrätin Viola Amherd, die Vorsteherin des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport. Die meisten, die in der Schweiz im Sport etwas geworden sind, waren schon mal in Magglingen, für Trainingslager, Leistungstests oder die Spitzensport-Rekrutenschule.

Manche hatten aber auch das Pech, länger hier zu sein, wie die vier Frauen, die sich in Genf jetzt zwei Pizzas teilen. Denn der grösste Sportverband des Landes, der Schweizerische Turnverband (STV), hat in Magglingen sein Leistungszentrum.

In diesem Text wird von zwei STV-Sportarten die Rede sein: Rhythmische Gymnastik (auch Rhythmische Sportgymnastik genannt) und Kunstturnen. Die beiden Sportarten sind sehr unterschiedlich, haben aber zwei Gemeinsamkeiten. Erstens sind sie sogenannte Kindersportarten. Dasheisst, sie stellen in ihrer heutigen Form Anforderungen hinsichtlich Akrobatik, Beweglichkeit und Gewicht, bei denen Mädchenkörper gegenüber Frauenkörpern im Vorteil sind. Zweitens: Sie sind besonders häufig von Gewalt betroffen.

Dass das auch in der Schweiz so ist, hat man diesen Sommer erfahren, als sich ehemalige Gymnastinnen im «Blick», dann in «Le Temps», in der «NZZ am Sonntag» und im Westschweizer Fernsehen RTS zu Wort meldeten und von menschenunwürdigen Vorkommnissen in Magglingen zwischen 2005 und 2020 berichteten. Der STV reagierte, wie es mächtige Institutionen in solchen Fällen gerne tun: Er suchte einen Sündenbock. Man entliess die Nationaltrainerinnen der Rhythmischen Gymnastik, suspendierte den Spitzensportchef, beauftragte eine Anwaltskanzlei mit einer Untersuchung.

Doch die Geschichte ist viel umfassender, die Wahrheit komplizierter und erschütternder. In den letzten drei Monaten sprachen wir mit über einem Dutzend Gymnastinnen und Kunstturnerinnen – 30 Stunden insgesamt, 200 Seiten Transkript. Acht Frauen sind nun bereit, sich in diesem Artikel namentlich zitierenzulassen, davonschildern drei ihre Erfahrungen zum ersten Mal öffentlich. Die Aussagen legen den Verdacht nahe, dass es sich bei den Vorkommnissen in Magglingen nicht um bedauerliche Einzelschicksale handelt, ausgeübt von Einzeltäterinnen und Einzel-



tättern, sondern um ein eigentliches System. Ein System der Gewalt im Namen des Schweizer Sports. Gespräche mit Ärzten, Psychologinnen, Funktionärinnen, Wissenschaftlern, Trainerinnen, Juristen, Eltern und Gasteltern stützen diese Vermutung.

In den drei Monaten ist uns noch etwas aufgefallen: Viele, die von den Zuständen wussten und diese auch verurteilten, relativierten zugleich das Geschehene, im Sinne von: «Jede Sportart hat halt ihre Kultur.» Vielleicht wollten sie die Dimension des Grauens nicht wahrhaben. Vielleicht wollten sie sich selbst in ein besseres Licht rücken. Vielleicht aber lag es auch daran, dass man in der Schweiz grundsätzlich ziemlich gut darin ist, sich einzureden, es sei hier alles nicht so schlimm wie im Ausland.

Unsere Recherchen zeigen: Es ist in der Schweiz genau so schlimm.

Eine Vereinstrainerin, die anonym bleiben möchte, formulierte es so: «Magglingen kann von Glück reden, dass sich noch keine Turnerin das Leben genommen hat.»

Die Frauen, mit denen wir sprachen, berichteten von Angst- und Essstörungen, Depressionen, posttraumatischen Belastungsstörungen und Suizidgedanken. Ihre Therapeutinnen bestätigten uns die Diagnosen.

Wenn im Sport Fälle von Autoritätsmissbrauch bekannt werden, ist das immer mutigen Athletinnen zu verdanken, die sich an die Öffentlichkeit wenden. Keine Trainerin, kein Arzt, keine Funktionärin ist diesen Schritt je von sich aus gegangen. Die allererste solche Athletin in der Schweiz war Ariella Kaeslin, Europameisterin im Kunstturnen. 2007 organisierte sie mit drei Nationalteamkolleginnen einen Trainingsboykott, um auf das missbräuchliche Verhalten des damaligen Nationaltrainers hinzuweisen.

Wir wollen den Aussagen der Athletinnen in diesem Text viel Raum geben. Die Protokolle auf den nächsten Seiten sind chronologisch geordnet, vom ersten Tag der Athletinnen in Magglingen bis zu ihrem Rücktritt, von der Vorfreude zum Zusammenbruch.

### Hier die Frauen, die in den Protokollen Auskunft geben:

Die Zürcherin Stephanie Kälin, 25, als Gymnastin in Magglingen von 2010 bis 2015

Die Tessinerin Lisa Rusconi, 23, als Gymnastin in Magglingen von 2012 bis 2017

Die Zürcherin Lynn Genhart, 18, als Kunstturnerin in Magglingen von 2016 bis 2019

Die Bernerin Fabienne Studer, 19, als Kunstturnerin in Magglingen von 2016 bis 2020

Die Genferin Marine Périchon, 27, als Gymnastin in Magglingen von 2005 bis 2012

Die Genferin Sarah Marchini, 29, als Gymnastin in Magglingen von 2005 bis 2007

Die Luzernerin Ariella Kaeslin, 33, als Kunstturnerin in Magglingen von 2001 bis 2011

Die Zürcherin Cinzia Mora, 20, als Gymnastin in Magglingen von 2015 bis 2016

### Und hier einige Abkürzungen und Orte, von denen die Rede sein wird:

«End der Welt»: Die grosse Turnhalle in Magglingen

RG: Rhythmische Gymnastik

STV: Schweizerischer Turnverband

RLZ: Regionales Leistungszentrum

## Kapitel 2

# «Sie wussten genau, wie viel ich für meinen Traum zu tun bereit bin.»

## Vom ersten Tag an schweigen und leiden lernen: Wie es ist, als Teenager nach Magglingen zu kommen

«Zuerst sah ich Magglingen nur positiv. Niemand sagte uns, was uns dort oben erwartet. Bei meiner ersten richtigen Begegnung mit Magglingen zeigte man mir die Schule in Biel und erzählte, was die Ziele seien. Es ging immer um Olympia: Rio 2016, Tokio 2020. Wir spazierten zum «End der Welt» und schauten beim Training zu. Plötzlich sah ich, dass viele Mädchen weinten. Ich fragte: Was ist da los? Heike (Heike Netzschwitz, bis 2013 Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik) sagte, es sei gerade eine strenge Phase. Mir kamen leise Zweifel, aber ich dachte, vielleicht sind sie müde von der WM. Dann hiess es, du musst dich entscheiden: Magglingen oder nicht? Ich war unsicher: Französisches Gymnasium, keine Freunde, keine Familie. Aber ich liebte die Rhythmische Gymnastik, diese Mischung aus Theater und Sport. Und ich wollte an die Olympischen Spiele. Also unterzeichnete ich den Vertrag.» — Lisa Rusconi

«Ich war sofort verliebt in den Sport, als ich zum ersten Mal die Bälle und Bänder sah und wie sich die Mädchen zur Musik bewegten. Ich machte ein Probetraining, bestand den Aufnahmetest, war drin. Jedes Jahr trainierte ich mehr: Zuerst zwanzig Stunden pro Woche, dann fünfundzwanzig. In Magglingen, mit fünfzehn, waren es dann vierzig Stunden pro Woche.

In der RG verstehst du früh, dass nur ein Weg an die Spitze führt: über Magglingen. Willst du an die Olympischen Spiele, musst du nach Magglingen. Ich kannte Mädchen, denen der Ort von Anfang an nicht geheuer war, ich aber war anders: Ich wollte das unbedingt. Ich freute mich darauf, den Vertrag zu unterzeichnen. Sie wussten genau, wie viel ich für meinen Traum zu tun bereit bin.» — Stephanie Kälin

Der Vertrag, von dem die beiden Frauen sprechen, ist das Papier, mit dem die Abhängigkeit der Athletinnen von Trainern, Funktionärinnen und Verbandsleuten beginnt: die mehrseitige «Athletenvereinbarung» zwischen dem STV und seinen Kaderturnerinnen. Uns liegen mehrere deutsch- und französischsprachige Versionen davon vor, die älteste datiert von 2012, die jüngste von 2020.

«Was mir zuallererst auffällt», sagt Raphaëlle Favre, «ist die absolute Unterordnung der Turnerin.» Favre ist eine der profiliertesten Sportjuristinnen der Schweiz, sie arbeitet als Rechtsanwältin in Zürich und als Richterin am Internationalen Sportschiedsgericht in Lausanne. Konkret kritisiert sie zwei Stellen in der Vereinbarung:

1. «Die Athletin (...) bemüht sich, ein für die Sportart Rhythmische Gymnastik zwingendes Körpergewicht zu halten.» (Punkt 4.1)

Favre: «Mit dieser Klausel habe ich ein Riesenproblem. Wer definiert, wo dieses «zwingende Körpergewicht» liegt? Was heisst überhaupt «zwingend?»

Tatsächlich gibt es, anders als etwa im Boxen und Judo, weder im Kunstturnen noch in der Rhythmischen Gymnastik Gewichtsklassen. Zugleich weiss man aus zahlreichen Untersuchungen, dass Gymnastinnen und Kunstturnerinnen besonders häufig unter Essstörungen leiden. Eine solche Klausel in der Vereinbarung legitimiert es, wenn Trainerinnen und Trainer Diätdruck auf die Athletinnen ausüben.



Stephanie Kälin  
Lisa Rusconi  
Lynn Genhart  
Fabienne Studer  
Marine Périchon  
Sarah Marchini  
Ariella Kaeslin  
Cinzia Mora  
© Anne Morgenstern

2. «Ein Ausschluss aus dem Kader/Verbandszentrum kann erfolgen bei (...) negativen Äusserungen über den STV in der Öffentlichkeit.» (Punkt 12.1)

Favre: «Es ist völlig unnötig, das Vertrauensverhältnis schriftlich festzuhalten, denn das Obligationenrecht ermöglicht es dem Verband sowieso, 10 Personen zu entlassen, die sich öffentlich negativ äussern. Warum also ist dieser Punkt in der Vereinbarung enthalten? Ich denke: um Druck aufzubauen. Auf zwölf-, dreizehn-, vierzehnjährige Kinder.»

Die Athletenvereinbarung, sagt Raphaëlle Favre, sei nicht grundsätzlich illegal, zementiere aber eine problematische Situation: Hier der übermächtige Verband, der seine Monopolstellung ausnutzt, dort ein Kind, das von der Olympiateilnahme träumt, und Eltern, die ihm den Traum ermöglichen wollen. Laut Favre besonders bedenklich: Durch einschüchternde Formulierungen und juristisch irrelevante Ausführungen werde eine Kultur des Schweigens etabliert. Noch vor ihrem ersten Training werde den Athletinnen nahegelegt, nichts zu sagen.

«Als mein Rücktritt kommuniziert wurde, bat ein Journalist der «Berner Zeitung» den Turnverband um ein Interview mit mir. Der Pressechef des STV sagte mir, wenn ich einem Gespräch zustimme, solle ich den wahren Grund für das Karrierenende besser für mich behalten. Ich könne ja, schlug er vor, meine Verletzung vorschieben. Ich sagte, dass ich sicher nicht lügen werde. Ein paar Tage später sagte er mir, der Journalist habe kein Interesse mehr am Interview.» — *Fabienne Studer*

«Der «Landbote» hatte während meiner Karriere ein paar Mal über mich berichtet. Als die Redaktion erfuhr, dass ich zurücktrete, wollten sie einen Bericht schreiben. Sie fragten beim STV, ob sie mich sprechen könnten. Der STV teilte mir mit, ich dürfe nur mit der Zeitung reden, wenn jemand vom Verband dabei sei. Ich sagte, dann mache ich es nicht. Weil ich genau wusste, dass ich nicht sagen kann, was ich eigentlich sagen möchte.» — *Cinzia Mora*

Auf Anfrage schreibt der STV, dass die Athletenvereinbarung derzeit überarbeitet werde, «um die Rechte der Athletinnen und Athleten zu stärken» sowie «die Inhalte und die Ein-

haltung der Ethik-Charta von Swiss Olympic und des Verhaltenskodex des STV besser zu verankern und detaillierter darzustellen». Den Vorwurf, Athletinnen auch nach dem Rücktritt nicht alleine mit Medien sprechen zu lassen bzw. die wahren Gründe für den Rücktritt zu verschleiern, streitet der STV ab: Die erste Kommunikation über den Rücktritt erfolge in Absprache mit der Athletin zwar über den STV. Aber danach «kann die Athletin mit den Medien sprechen, auch alleine».

### Kapitel 3

**«Jedes Mal, wenn wir dachten, jetzt gehts dann nicht mehr, waren sie lieb, bis sie uns wieder hatten. Sie küssten und umarmten uns, sie nahmen uns die Gründe zu rebellieren.»**

#### Alltag im Leistungszentrum

«Als ich mit zwölf nach Magglingen kam, machte man mir schnell klar, was von mir erwartet wird: Dass ich meinen Eltern nichts erzähle. Heike sagte: «Vertraut euch mir an, wenn euch etwas zu schaffen macht. Eure Eltern verstehen nichts von Spitzensport.» Oder: «Was in der Turnhalle geschieht, bleibt in der Turnhalle.»

Zunächst erzählte ich meinen Eltern trotzdem alles. An den Wochenenden weinte ich, sagte: «Ich will da nicht wieder hin.» Dann hatte meine Mutter genug. Sie stellte Heike zur Rede, tobte richtig herum. Ich wusste, dass sie recht hatte, aber so, wie sie ausflippte, fiel es Heike nachher leicht, mir den Eindruck zu vermitteln, meine Mutter sei durchgedreht und zerstöre mir noch den Traum von der Olympiateilnahme. Sie erklärte mir, wenn ich zu sehr klage, nähmen meine Eltern mich aus dem Team. Gleichzeitig telefonierte sie – wie ich später erfuhr – hintenrum mit meinem Vater und schwärmte ihm vor, wie gut alles laufe und was für eine gute Sportlerin

ich sei. Heute weiss ich: Nicht nur ich, auch meine Eltern wurden manipuliert.

Im Trainingslager wusste ich manchmal nicht mehr, ob es Tag oder Nacht ist, so lange behielt man uns in der Halle. Mit der Zeit verlor ich die Verbindung zu meinem Körper. Ich spürte ihn nicht mehr, spürte mich nicht. Ich wurde ein Roboter, der keinen Schmerz empfand. Wir durften nichts essen, nichts trinken. Als ich vor Erschöpfung zusammenklappte, zeigte Vesela (Vesela Dimitrova, bis 2013 Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik) auf einen leeren Plastiksack: «Schau, Marine, das bist du. Du bist nichts.» Ich glaubte ihr. Ich war da schon so kaputt, dass ich tatsächlich dachte: Ja, sie hat recht. Das bin ich. Ich bin ein Nichts. Dann riss sie den Sack in zwei Teile.» — *Marine Périchon*

«Ich glaube, Fabien (Fabien Martin, seit 2017 Nationaltrainer im Frauenkunstturnen) hat sich fast vom ersten Tag an über mich genervt. Aber ich war fünfzehn, war fröhlich, machte Witze. Er sagte, ich sei schneller wieder daheim, als ich denken könnte.

Vor meinen ersten Weltmeisterschaften war ich unglaublich nervös. Blöderweise war das auch die Zeit, als sich mein Körper zu verändern begann. Buben bekommen Muskeln, aber für Mädchen ist es im Kunstturnen ein Problem, wenn sie zur Frau werden. Im Wettkampf stürzte ich zweimal. Als wir uns tags darauf fürs Training in eine Reihe stellen mussten, sagte Fabien, ich sei eine Riesenenttäuschung, ich hätte ihn blamiert, ihn störe auch wahnsinnig, wie ich mich ernähre. Ich solle mir nur nichts einbilden, er könne jederzeit Felix (Felix Stingelin, seit 2008 Spitzensportchef im Turnverband, zurzeit suspendiert) anrufen. Das war in der grossen Halle, die Turnerinnen der anderen Nationen standen daneben und hörten alles. Später fragte er mich, was ich über den Zusammenschiss denke. Ich sagte, so mache Turnen keinen Spass. Er sagte, er hätte gewusst, dass ich so antworten würde, ich sei feige und faul und hätte nicht die Kraft, zu kämpfen.

Dass er mir von Anfang an mit Rausschmiss drohte, ist Teil der Angstkultur, die in Magglingen herrscht. Fabien nutzte seine Autorität und versuchte, Macht über mich auszuüben. Aber sollte man im Nationalteam nicht auf Augenhöhe mit dem Trainer reden können?



Kann sein, dass er es manchmal sogar gut meinte. Aber so kam es bei mir nicht an.»

— *Fabienne Studer*

«Am schlimmsten wars am Sonntagabend, wenn ich von daheim wieder nach Magglingen musste. Ich ging nicht gern. Und wollte doch gehen. Wir wussten: Wir machen das fürs Team, für unseren Traum, wir müssen trainieren. Und gleichzeitig hatte ich jeden Montagmorgen Angst: Hoffentlich stimmt das Gewicht.

Ein einziges Mal traute ich mich, mich zu wehren. Ich war so erschöpft, dass ich schrie: «Ich kann nicht mehr!» Die anderen Mädchen erzählten mir später, wie geschockt sie gewesen seien. Es muckt sonst ja nie eine auf. Aber ich konnte einfach nicht mehr, es musste raus. Und Vesela – schaute mich einfach an. Dann sagte sie: «So, und jetzt machst du weiter.» — *Stephanie Kälin*

«Mir ging es nicht gut dort oben, aber ich verstand nicht so richtig, warum. Ich war immer müde und wusste nicht, woher die Müdigkeit kam. Das Training macht müde, dachte ich. Aber das war es nicht. Ich glaube heute, die Angst machte müde. Seelisch und körperlich litt ich immer mehr, und zugleich gewöhnte ich mich daran. Irgendwann stellte ich mir die Frage gar nicht mehr, warum essoschrecklich ist. Es war mir alles egal. Ich hatte das Gefühl, meine Welt ist schon kaputt.

Vesela schlug mich. Als ich weinte, stellte sie sich vor mir auf und sagte, ich solle gefälligst weitertrainieren. Sie und Heike waren immer zusammen. Wie Zwillinge. Die Horror-Zwillinge. Manchmal schlugen sie uns auf die Beine und Arme, kniffen uns so hart, dass ich blaue Flecken bekam. Heike konnte am anderen Ende der Turnhalle stehen, und doch merkten wir, dass sie über uns redete. Sie machte Sprüche, lachte über uns. Wir wehrten uns nie.» — *Lisa Rusconi*

«Ich wurde fertig gemacht. Ich sei als Mensch unfähig, ich sei dumm. Man sagte mir, immer vor allen anderen: Was ich eigentlich das Gefühl hätte, wer ich sei, eine Topturnerin?!

Ja, das haben sie mir wirklich genommen: Ich habe nicht mehr das Gefühl, dass die Silbermedaille an der EM damals in Bern

verdient war. Ich glaube heute, dass das einfach Glück war, weil alle um mich herum gestürzt sind.

Wir merkten immer, wann die Trainer ein Gespräch mit dem STV hatten. Denn danach kamen sie in die Halle – und: Vollgas. Wirklich. Eine oder zwei Wochen wars der Horror. Es wurde herumgeschrien, alle wurden fertig gemacht, es ging von 0 auf 100 mit den Wiederholungen. Für die einen war das körperlich ein Problem. Andere, wie ich, gingen psychisch kaputt. Turnerinnen, die nicht gut trainierten, wurden zusammengeschissen, bis sie ein Häufchen Elend waren und nur noch weinten. Jeden Tag hat jemand geweint bei uns, jeden Tag.

Du wurdest fertig gemacht und im nächsten Moment wieder verschätzelt. Sie küssten und umarmten uns, nahmen uns die Gründe zu rebellieren. Ich war hin- und hergerissen, weil ich häufig nicht genau wusste, ob sie es gerade böse oder lieb meinten. Das war das Schlimme: Dass die Beleidigungen gar nicht nur schreiend geäußert wurden, sondern viel öfter leise, im Ton ganz sanft. Sie kannten uns gut, sie wussten genau, wer wie viel vertrug. Das nutzten sie aus. Jedes Mal, wenn wir dachten, jetzt gehts dann nicht mehr, waren sie lieb, bis sie uns wieder hatten.» — *Lynn Genhart*

«Ich war elf, als es anfing, keine Freude mehr zu machen. Das war im RLZ, Iliana war meine Trainerin (Iliana Dineva, von 2016 bis 2020 Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik, davor Cheftrainerin im RLZ Uster). Sie konnte so wütend werden, dass sie uns anschrie, und dann wieder so distanziert und kalt sein, dass sie mich eine Woche lang nicht beachtete. Sie schaute einfach weg, wenn ich reinkam, sagte kein Wort zu mir. Ich war elf! Es machte mich fertig. Manchmal redete sie erst wieder mit mir, wenn ich am Wettkampf eine gute Leistung gezeigt hatte.

Als eine Kollegin einmal in die Halle kam, um von der Tribüne aus beim Training zuzusehen, gab es ein Riesentheater. «Das macht man nicht!», sagte Iliana. «Man schaut nicht beim Training zu!»

Meine Eltern wollten etwas sagen. Ich bat sie zu schweigen. Es ist so verkehrt: Ich bat meine Eltern, sich nicht für mich einzusetzen, weil Iliana mich sonst bestraft hätte.» — *Cinzia Mora*

«Die Ärzte wussten Bescheid, aber ich sagte immer: «Sagt es nicht dem Trainer, sonst krieg ich wieder auf den Deckel.» Wenn es rauskam, dass ich geklagt hatte, wurde ich beschimpft. Musste mehr im Training machen. Ich wurde wirklich gequält. Bis ich so erschöpft war, dass ich jeglichen Selbstwert verloren hatte. Und dann hat mich alles erreicht, jeder Kommentar, jeder Blick traf mich tief.» — *Ariella Kaeslin*

«Iliana hatte diesen herablassenden, vielsagenden Blick: Sie musterte uns von oben bis unten, begutachtete unsere Körper. Ich fühlte mich wertlos.» — *Lisa Rusconi*

«Mit vierzehn kam ich ins Juniorinnenkader, wir trainierten ein Jahr für die EM. Ich hatte Hüftprobleme, die unter dieser extremen Belastung schlimmer wurden. Aber Iliana wollte nichts davon wissen, sie sagte, die Probleme seien in meinem Kopf. Ich solle zu einem Psychologen, nicht zu einem Arzt. Ich fing an, an mir selbst zu zweifeln, dachte, dass sie vielleicht recht hat. Im Training sagte ich mir: Denk nicht immer an die Schmerzen, es stimmt ja sowieso nicht!

Dabei war meine Hüfte in so einem schlimmen Zustand, dass die Ärzte sagten, so etwas hätten sie bei jemandem in meinem Alter noch nie gesehen. Eigentlich hätte ich nicht weiterturnen dürfen, aber dann hätte ich das ganze EM-Projekt hängen lassen.

Damit ich überhaupt trainieren konnte, nahm ich Schmerztabletten. Pro Tag zwei oder drei. Ein halbes Jahr lang. Meiner Ärztin erzählte ich nichts, und Iliana interessierte sich nicht dafür.

Nach der EM sagte mir die Ärztin, dass sie nicht länger verantworten könne, wenn ich weiterhin so trainiere. Ich erzählte Iliana davon und dass ich auf den letzten Wettkampf der Saison verzichten müsse, weil ich keine Schmerzmittel mehr nehmen könne. Sie sagte nur, sie nehme es zur Kenntnis. Sie war richtig wütend und sprach eine ganze Woche kein Wort mit mir.

Bis heute habe ich Hüftprobleme. Nicht mehr so schlimm wie nach dem Rücktritt, als ich kaum gehen konnte, aber immer noch so, dass ich nicht lange sitzen kann. Ich bin zwanzig Jahre alt und habe daheim ein Stehpult.» — *Cinzia Mora*

«Als ich noch ganz neu war, fragte ich eine ältere Athletin einmal, ob sie sich auch vor jedem Training fürchte. Sie sagte, das sei normal. Also dachte ich das auch.» — *Lisa Rusconi*

Wenn man die Magglingen-Protokolle Psychologinnen und Psychologen vorlegt, ist für sie eine nahe liegende Assoziation: Schwarze Pädagogik. Der Begriff, der Ende der 1970er-Jahre von der deutschen Soziologin Katharina Rutschky und später von der Schweizer Psychoanalytikerin Alice Miller geprägt wurde, umschreibt eine bürgerliche Erziehungspraxis des 19. Jahrhunderts, bei der es darum ging, «den Willen des Kindes zu brechen, es mit Hilfe der offenen oder verborgenen Machtausübung, Manipulation und Erpressung zum gehorsamen Untertan zu machen», wie es Alice Miller formulierte.

Im Zentrum stand eine Abhärtung, die im Sinne des Kindes geschehe und es auf das Leben vorbereiten solle. Mit Blick auf die Vorgänge in den Kindersportarten Rhythmische Gymnastik und Frauenkunstturnen sind drei Aspekte besonders wichtig:

Erstens die Überzeugung, dass die Unterwerfung erfolgreicher ist, je früher sie beginnt und je konsequenter sie durchgeführt wird. Je jünger das Kind, desto geringer sein Widerstand.

Zweitens der Wunsch des Kindes, anerkannt zu werden von denjenigen, von denen die Unterdrückung ausgeht. Ariella Kaeslin: «Du willst, dass der Trainer aufhört, aber der noch grössere Wunsch ist, dass er dich mag, ein Lob ausspricht.» Marine Périchon: «Jeden Tag hörte ich, ich sei debil, behindert, eine Null. Ich sehnte mich so sehr danach, einmal gelobt zu werden.»

Viele Kinder identifizieren sich mit der Autorität, weil sie Angst vor ihr haben. Der Psychoanalytiker Arno Gruen nannte es eines der Grundprobleme des heutigen Menschseins: Dass wir in Gesellschaften aufwachsen, in denen Gehorsam so wichtig ist. Denn dann lernen wir früh, dass man sich besser mit denjenigen gut stellt, die die Macht haben. Die Folgen sind bekannt: Menschen kollaborieren mit denen, die ihnen schaden, in der Hoffnung, verschont zu werden. Und vor allem internalisieren sie das Erlebte und geben das weiter, was ihnen angetan wurde. Zahlreiche Studien belegen, dass Gewalttäter als Kind häufig selber

Gewalt erlebten, Sexualstraftäterinnen häufig selber Opfer von sexuellen Übergriffen waren. Und die Trainerinnen und Trainer in der Rhythmischen Gymnastik und im Kunstturnen? Sie waren früher oft selber Kindersportlerinnen und Kindersportler.

Drittens schliesslich der sogenannte «Normalisierungseffekt» – die Kinder gewöhnen sich an die Gewalt, weil sie nichts anderes kennen.

Die Opferhilfeberaterin Agota Lavoyer von der Stiftung gegen Gewalt an Frauen und Kindern erklärt den Begriff folgendermassen: «Wenn wir grenzverletzende Erfahrungen machen, sind wir im ersten Moment schockiert. Aber wenn wir sie immer wieder erleben, gewöhnen wir uns daran. Das heisst nicht, dass wir nicht leiden, es heisst bloss, dass wir das Leid als normal erleben. Das ist der Normalisierungseffekt. Und weil wir nichts anderes mehr kennen, weil wir keinen Realitätsabgleich haben, denken wir, dass es wohl so sein muss.»

In unseren Gesprächen mit den Athletinnen wurde deutlich, dass sie in Magglingen schnell lernten: Die Trainer dürfen über mich und meinen Körper bestimmen. Und dass sie das krasse Abhängigkeitsverhältnis akzeptierten, weil sie ihren Traum – auch vertraglich – an Magglingen geknüpft hatten. Während unserer Recherche hörten wir von verschiedenen Seiten häufig, in Magglingen werde nun mal so trainiert. Oder: RG und Frauenkunstturnen seien halt so. Der Normalisierungseffekt stellte sich also nicht nur bei den Athletinnen ein, sondern auch bei den Trainern, die glauben, nur dieser Weg führe zu Medaillen; beim Publikum, das denkt, dass Qualität von Qual kommt; bei Funktionärinnen, die meinen, das sei schon immer so gemacht worden, also könne es nicht falsch sein. Wir alle haben letztlich das Gefühl, zu diesen Sportarten gehöre Gewalt einfach dazu. Wir denken: Das weiss man ja, dass Turnerinnen gequält werden, die nehmen das halt in Kauf, also müssen wir auch nichts dagegen unternehmen.

Felix Stingelin, der zurzeit suspendierte Spitzensportchef des STV, hat gemäss mehreren Quellen wiederholt gesagt: «Die Rhythmische Gymnastik kannst du sowieso nicht ändern.» Das legt dreierlei nahe: Dass Stingelin tatsächlich wusste, wie schlimm die Situation ist. Dass er nicht vorhatte, etwas

zu ändern. Und dass er trotz aller Missstände gewillt war, weiterhin Mädchen in Magglingen aufzunehmen.

Stingelin steht der Spitzensportabteilung eines Verbands mit 370'000 Mitgliedern vor. 76'000 davon sind Mädchen, von denen nicht wenige davon träumen, als Kunstturnerin oder Gymnastin nach Magglingen zu gehen.

Der STV und Stingelin nehmen dazu keine Stellung.

## Kapitel 4

# «Neun von zehn Kunstturnerinnen, die ich kenne, haben Essstörungen.»

Ab dem ersten Tag ist das Gewicht das bestimmende Thema bei den Athletinnen

«Fabien hatte verschiedene Strategien, uns fertig zu machen. Eine war, dass er sich mit Eric (Eric Demay, bis 2007 Nationaltrainer im Frauenkunstturnen) verglich und sagte: «Der war schlimm, seid froh, seid ihr bei mir.» Oder er hat uns runtergemacht wegen dem Essen, dem Gewicht. Aber dann erzählt, die Engländerinnen – die täten ihm leid, denn die dürften gar nichts essen, ihr dürft alles essen. Trotzdem mussten wir monatlich auf die Waage. Sie sagten: «Wir schauen dort nicht drauf.» Aber wenn ich, wie gefordert, drei Kilo leichter war, wurde ich dafür gelobt.

Eine Waage gehört nicht in die Turnhalle. Mehr Gewicht kann auch mehr Power bedeuten. Sie sagten, wir seien müde, weil wir zu dick seien. Dabei waren wir müde wegen der psychischen Belastung. Wir waren kraftlos, willenlos. Noch heute denke ich, wenn ich müde bin: Das ist wohl wegen dem Gewicht.» — *Lynn Genhart*

«Ich war dünn damals. Aber Fabien sagte, ich würde zu viel Süsses trinken. Sah er mich mit einer Cola, rief er meine Mutter an. Bald sagte er es jeden Tag: Ich sei zu dick, er habe Angst, dass ich noch vom Stufenbarren falle, so schwer sei ich. Er hätte sagen können: Schau, du wirst eine Frau, wir müssen ein wenig auf dein Gewicht achten. Heute weiss ich, dass ich kein Gewichtsproblem hatte, aber mit den Folgen der jahrelangen Mani-

pulation kämpfe ich immer noch. Warf ich damals einen Blick in den Spiegel, dachte ich: Nie im Leben betrete ich wieder diese Halle. Alle werden mich anstarren: Da kommt der Wal!» — *Fabienne Studer*

«Schau ich Fotos von damals an, kann ich kaum glauben, dass Heike mir schon bei der ersten Sitzung sagte, ich müsse abnehmen. Ich war ein Stecken. Es ging immer ums Gewicht, vor wichtigen Wettkämpfen stellte sie uns täglich auf die Waage. Wir durften gleich schwer oder leichter als am Tag zuvor sein, aber wehe, wir waren 200 Gramm schwerer. Sie hatte ein grosses Heft, in dem sie alles notierte. Jedes Jahr ein neues.

Mit der Zeit lernten wir, was gut fürs Gewicht ist und was nicht. Ich ass jeden Tag genau dasselbe. Zum Zmorge nahm ich ein halbes Brötli und eine kalte Schoggi. Zum Zmittag Salat oder Schöggeli. Und zum Znacht ein halbes Joghurt. Auch trank ich extrem wenig. Sogar im Hochsommer trug ich zwei Pullis, um Gewicht rauszuschwitzen.

Als meinen Gasteltern auffiel, wie wenig ich ass, riefen sie meine Eltern an. Das war lieb gemeint, aber ich hatte sofort Angst, man nimmt mich jetzt aus dem Team. Ich fing an, Brösmeli in den Teller zu legen, damit es so aussah, als hätte ich ein Brot gegessen.

An den Wochenenden daheim ass ich normal. Ich wollte zeigen, dass alles okay ist. Aber jeden Sonntagabend dachte ich: Scheisse, morgen muss ich in Magglingen wieder auf die Waage. Meine Eltern hätten mich aus dem Team genommen, wenn sie gewusst hätten, wie es mir geht. Dann wäre mein Traum von den Olympischen Spielen zu Ende gewesen.

Im «End der Welt» hatte es eine dieser alten Doktorwaagen. Ich stand drauf, sie fingerten an den Gewichten herum, und ich dachte: Bitte, bitte nicht noch 100 Gramm mehr! Ich weiss noch, wie wir sogar Nadeln und Gummis aus den Haaren nahmen, um noch etwas leichter zu sein. Ich atmete nicht mal, wenn ich auf der Waage stand. Bis heute bin ich nie mehr auf eine gestanden, und wenn ich beim Arzt doch mal muss, schaue ich nicht hin.» — *Stephanie Kälin*

«Viele hatten Probleme mit dem Essen. Minus fünf Kilo in einer Woche – solche Sachen waren normal. Meine Ernährung? Morgens

ganz wenig Cornflakes, dazu Tee. Mittags ein Energieriegel. Es kam vor, dass ich im Training ohnmächtig wurde. Ich fiel einfach zusammen, kippte um. Wir durften ja auch selten etwas trinken während des Trainings. Abends kam ich mit ganz weissen, ausgetrockneten Lippen heim zur Gastfamilie. Die Gastmutter fragte: «Warum hast du so weisse Lippen?» Ich: «Wir dürfen nichts trinken.» Darauf hat sie nichts mehr gesagt.

Ich kann bis heute nicht essen, wenn jemand zusieht.» — *Lisa Rusconi*

Zu den ohnehin unrealistischen Körperidealen kommt hinzu: Bei Kindersportarten wie Kunstturnen und Rhythmischer Gymnastik wird die Pubertät als störendes Ereignis wahrgenommen, weil Brüste, Gesäss und Hüften im Widerspruch stehen zum vorherrschenden Schönheitsideal dieser Sportarten.

Bei fast jeder anderen Sportart ist es so: Erst nach der Pubertät verbessert sich mit dem Muskelwachstum die Leistung. Die meisten Athletinnen erreichen im Erwachsenenalter ihren Peak, wenn sie noch topfit sind, aber schon erfahren. Im Frauenturnen hingegen ist es ein Wettlauf gegen die Zeit: Du musst die Beste werden, bevor du vom Mädchen zur Frau wirst. Die Pubertät ist hier nicht die Verheissung eines Leistungssprungs, sondern eine Ankündigung des baldigen Endes. Von den Athletinnen wird deshalb implizit erwartet, dass sie die körperlichen Veränderungen in der Pubertät verbergen, kontrollieren, selber lösen.

Eine Art, den eigenen Körper zu kontrollieren, kennen viele Frauen: hungern. Die Athletinnen entledigen sich ihres Körpers, namentlich des als weiblich definierten, indem sie spezifisch weibliche Körpermerkmale im Wortsinn verhungern lassen. Ariella Kaeslin beschrieb die Anforderung mit den Worten: «Frau sein, Mädchen bleiben.» Sie sagte uns: «Neun von zehn Kunstturnerinnen, die ich kenne, haben Essstörungen, oft weit über das Karriereende hinaus.»

Auffallend viele im Spitzensportumfeld zuckten nur mit den Schultern, als wir sie auf das Thema ansprachen. Essstörungen gehörten halt dazu. Die körperlichen und seelischen Probleme, das seien die Nebenwirkungen, die man auf sich nehme, wenn man den grossen Traum von Olympia habe.

Es ist wichtig, an dieser Stelle festzuhalten, dass es nicht schlimm ist, einen solchen Traum zu haben. Es ist nicht verwerflich, das Beste aus sich herausholen zu wollen. Verwerflich ist, dass man den Athletinnen erzählte, dass sie dieses Ziel nur zu diesem Preis, auf diesem einen, unmenschlichen Weg erreichen können.

## Kapitel 5

# «Ich schaffte es einfach nicht, rücksichtslos mit den Athletinnen umzugehen. Aber genau das war gefordert.»

Je jünger, je schmäler, je schlanker, je kleiner, je zierlicher, je schwächer, desto besser: Der Wandel des Turnens vom Frauen- zum Kindersport

Wenn man die grundlegenden Probleme im Frauenturnen verstehen will, muss man sich mit der Arbeit von Natalie Barker-Ruchti befassen. Die Berner Oberländerin, einst selbst eine gute Kunstturnerin, ist Wissenschaftlerin an der Universität Örebro in Schweden und befasst sich seit zwanzig Jahren mit zwei Fragen: Warum gibt es so viel Autoritätsmissbrauch im Frauenturnen? Und wie kann man ihn stoppen?

Ursprünglich wollte Barker-Ruchti Trainerin werden, doch während des Sportstudiums begann sie, die eigene Arbeit zu hinterfragen. «Ich hatte das Gefühl, als Trainerin nicht geeignet zu sein, weil ich nicht hart genug war», erzählt sie uns per Skype aus ihrem Büro in Schweden. «Ich schaffte es einfach nicht, rücksichtslos mit den Athletinnen umzugehen. Aber genau das war gefordert.»

Sie schaute den Turnerinnen im Training zu, und plötzlich verstand sie. «Plötzlich sah ich, was da geschieht, wie die Mädchen systematisch gebrochen werden.»

Das war der Moment, als sich Natalie Barker-Ruchti entschloss, sich mit gleichgesinnten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der ganzen Welt zusammenzutun. Die Forschungsgruppe will das Frauenturnen nicht einfach dokumentieren. Sie will es fundamental verändern.

Lange Zeit hat sich kaum jemand für ihre Arbeit interessiert, der Weltturnverband ignorierte reihenweise Mails und Gesprächsanfragen. Bis diesen Sommer der Netflix-Film «Athlete A» über den Missbrauchsskandal um den US-amerikanischen Teamarzt Larry Nassar auch das Komplettersagen des US-amerikanischen Turnverbands thematisierte. Seither erzählen Hunderte von ehemaligen und aktiven Turnerinnen unter dem Hashtag #Gymnast Alliance ihre Erlebnisse. Natalie Barker-Ruchti glaubt an ein weltweites #MeToo im Turnsport.

Eine weitere wichtige akademische Stimme in dieser Gruppe ist die Neuseeländerin Georgia Cervin. Auch sie war eine erfolgreiche Kunstturnerin. Auch sie begann nach dem Ende ihrer Karriere die Härte, Unmenschlichkeit und Frauenfeindlichkeit ihrer so heiss geliebten Sportart zu hinterfragen. In ihrem Buch «Degrees of Difficulty: How Women's Gymnastics Rose to Prominence and Fell from Grace», das im nächsten Jahr erscheinen wird, erzählt sie die haarsträubende Geschichte des Frauenturnens.

Wer kurz die Augen schliesst und an das Wort Kunstturnerin denkt, sieht, je nach Generation, vielleicht Nadia Comaneci oder Swetlana Chorkina durch die Luft wirbeln. Auf jeden Fall sehen wir magere, vorpubertäre Körper, die atemberaubende akrobatische Kunststücke vollführen.

Das war nicht immer so.

Bei seiner Olympiapremiere 1952 war das Frauenturnen eine komplett andere Sportart (die Rhythmische Gymnastik wurde erst 1984 olympisch). Die Athletinnen waren Frauen in den Zwanzigern mit weiblichen Rundungen und Hochsteckfrisuren. Ihre langsamen, anmutigen Übungen erinnerten eher an Ballett als an Zirkus.

Der Wandel von erwachsenen Frauen zu essgestörten Kindersportlerinnen hat mit dem Kalten Krieg, männlichen Trainern und einer Neudefinition von Perfektion zu tun.

Beginnen wir mit dem Kalten Krieg. Ab den 1960er-Jahren wurden die Olympischen Spiele zur Projektionsfläche der Systemkonkurrenz zwischen Ost und West, Medaillenspiegel dienten als Nachweis der Überlegenheit des jeweiligen politischen Blocks. Die Massnahmen reichten von akribischer Nachwuchsförderung über neuartige Trainingstechniken bis zu staatlich organisiertem Doping.

«Im Kunstturnen war der Osten dem Westen weit voraus», sagt Barker-Ruchti. «Und man gab alles, um den Vorsprung auszubauen.»

Der Ort, an dem man am meisten Potential sah, war der weibliche Körper.

1968 trat mit der sechzehn Jahre alten Ljudmila Turischtschewa aus Sowjetrußland erstmals eine Minderjährige bei Olympia an. Das Haar hatte sie wie ein kleines Mädchen zu Zöpfen geflochten, zugleich zeigte sie eine neue Art des Turnens, die sich durch mehr Komplexität und höhere Sprünge auszeichnete.

Turischtschewa trainierte bei dem berühmten Wladislaw Rastorozky, dessen Vision für ein neues Kunstturnen von den akrobatischen Elementen der russischen Zirkustradition stammte. «Es fand zugleich eine Vermännlichung und eine Infantilisierung des Frauenturnens statt», sagt Barker-Ruchti. «Die Übungen wurden anspruchsvoller, akrobatischer, erforderten mehr Muskelkraft, und die Turnerinnen wurden jünger, kleiner, unreifer.»

Mit dem neuen Turnen kamen neue Trainer. Männliche Trainer. Sie waren gross und stark genug, um bei den waghalsigen Sprüngen Hilfestellung zu leisten. Sie kannten den akrobatischen Ansatz aus dem Männerturnen. Jetzt merkten sie, dass junge Frauen leidensfähiger und formbarer sind als ausgewachsene Männer.

Zwei Sternstunden des Kunstturnens stehen exemplarisch für diese Entwicklung. Die erste ereignete sich 1972 in München. Die Sowjetrussin Olga Korbut, siebzehn Jahre alt, 1,50 Meter gross, 38 Kilogramm schwer, verblüffte das Publikum, indem sie ihr akrobatisches Spektakel mit einer solch mühelosen Leichtigkeit aufführte, dass man das Gefühl bekam, einem Kind beim Spielen zuzusehen. «Ihre lächelnden, flirtenden Darbietungen begeisterten das Publikum», schreibt Cervin in einem Aufsatz zum Thema. «Sie schien Spass zu haben. Tatsächlich war es ein bewusster Entscheid: Korbut und ihr Trainer hatten beschlossen, dass sie immer lächeln soll, um die Schwierigkeiten ihrer Darbietung zu kaschieren.»

Die Botschaft war: Lächle, auch wenn es schmerzt.

Der zweite entscheidende Moment trug sich vier Jahre später zu, 1976 in Montreal. Ein vierzehn Jahre altes Mädchen aus Rumänien turnte eine perfekte 10 – die Höchstnote,





Aussicht von Magglingen aus aufs Mittelland

© Guadalupe Ruiz

die noch nie zuvor an einem internationalen Grossanlass vergeben worden war. Das war Nadia Comaneci. Bis heute werden ausufernde Debatten geführt, ob die 10 berechtigt war. Aber das ist egal. Tatsache ist: Ab diesem Moment glaubten alle im Frauenkunstturnen, Perfektion sei möglich. Und strebten danach.

Die Botschaft war: Perfektion ersetzt Anmut.

Diese zwei Sternstunden haben das Drama des Frauenkunstturnens ausgelöst. Ab da galt das Dogma: Je jünger, je schmaler, je schlanker, je kleiner, je zielicher, je schwächer, kurz: je mehr Mädchen und weniger Frau, desto besser.

Das zeigt sich deutlich an der Altersverteilung der Weltspitze: An der WM 2018 war deutlich über die Hälfte aller Teilnehmerinnen achtzehn Jahre alt oder jünger. Nur ein Viertel war älter als zwanzig.

Dasselbe lässt sich am sogenannten relativen Alterseffekt nachweisen. So bezeichnet man das Phänomen, dass Kinder, die im Januar zur Welt kommen, besser im Sport sind und es häufiger in Auswahlteams schaffen. Die Erklärung: Diese Kinder sind nicht begabter als die später im Jahr Geborenen, sie sind einfach etwas grösser und reifer – und werden dadurch stärker gefördert. Der «relative Alterseffekt» lässt sich in so gut wie jeder Sportart belegen. Nur im Kunstturnen nicht. Da ist der Effekt genau andersrum: Die besten Turnerinnen sind Ende des Jahres geboren. Weil jung und klein hier stark und gross schlägt.



## Kapitel 6

# «Ich musste den Spagat machen in Richtung der Trainer, der Kampf-richterinnen, des Publikums – ich fühlte mich blossgestellt.»

### Die Bedeutung der Sexualisierung und Selbstkontrolle im Frauenturnen

«Am Anfang trug ich eine kurze schwarze Hose über dem Turnkleid, damit die Intimzone bedeckt war. Doch dann verbot Eric uns das, und wir mussten auch im Training immer nur das Dress tragen. Am schlimmsten war es im Wettkampf. Wenn etwas verrutschte, sahen alle...alles. Je nach Farbe des Dresses war es besonders unangenehm, wenn ich meine Tage hatte. Ich dachte auch immer, alle sehen, wie fett mein Po ist. Ich musste den Spagat machen in Richtung der Trainer, der Kampf-richterinnen, des Publikums – ich fühlte mich blossgestellt.» — *Ariella Kaeslin*

Die vorgeschriebene Kleidung ist ein hautenges Stück Stoff, mit einem V-Schnitt, der den Blick der betrachtenden Person auf die Scham lenkt, Bein und Hintern betont. Die Erklärung, warum die Turnerin ein solches Kleid tragen muss, ist absurd: Es würde Trainern und Kampf-richterinnen ermöglichen, die Korrektheit der durchgeführten Übung zu überprüfen. Absurd auch darum, weil es im Männerturnen erlaubt ist, lange, lose Hosen zu tragen.

«Man muss das im Kontext einer Sexualisierung der immer kindlicher werdenden Turnerinnen verstehen», sagt Natalie Barker-Ruchti, die Berner Forscherin von der Uni Örebro. In einer Studie hat sie Sportfotografien des Ringier-Verlags und der Agentur Keystone aus den 1970er-Jahren untersucht: Die Intimbereiche befanden sich zu 99 Prozent im Zentrum des Fotos. Meistens wurden von den Zeitungen Bilder ausgesucht, auf denen die Beine gespreizt waren oder der Rücken durchgedrückt und die Brustpartie rausgestreckt.

Barker-Ruchti: «Das ist doppelt verstörend, weil die Turnerinnen gar keine weiblichen Kör-

per hatten, oft diese kindlichen Zöpfe trugen und die Turnkleider in einem unschuldigen Weiss gehalten waren. Dazu war oft ein auffällig grosser, autoritär-väterlicher Mann zu sehen – der Trainer.» Ein sexualisiertes Kind und ein Mann, der die Kontrolle hat.

«Wir waren wie Zombies, sprachen kaum miteinander. Wenn die Trainerinnen eine Kollegin zusammenschissen und wir sie in den Arm nehmen wollten, wurden wir angeschrien. Wir lernten, uns abzugrenzen, eine Maske drüber zu legen. Ich weiss bis heute nicht richtig, wie das geht, Gefühle zeigen. Ich kann nicht wirklich jemanden trösten. Aber ich kann mega schnell von Weinen auf Lachen umstellen.» — *Stephanie Kälin*

Die Schilderungen der Athletinnen erinnern daran, dass die Turnsportarten in ihrer heutigen Form von einem totalitären System geprägt wurden, in dem galt: Du bist nichts, dein Körper dient einem höheren Zweck. Dieser höhere Zweck war im Kalten Krieg die Dominanz über den Westen. Heute ist es der Traum von einer Medaille.

Wahrscheinlich ist es so, dass Rhythmische Gymnastik und Kunstturnen noch mehr Disziplin verlangen als andere Sportarten. Beim Fussball, Gewichtheben oder Marathonlauf ist es üblich, das Leid, die Anstrengung und den Schmerz zu zeigen, ja zu inszenieren. Es ist unerlässlicher Bestandteil dieser Sportarten, dass man seine Erschöpfung, Wut, auch seine Schwäche nach aussen trägt. Bei den Turnsportarten müssen der Schmerz und das Leid mit einem Lächeln überdeckt werden.

Wenn man im Turnen schon als Kind lernt, jedes Anzeichen von Anstrengung oder Schmerz zu unterdrücken, dann verstummt man wohl auch bei anderen Misshandlungen, die man erfährt. Wenn es bei diesen Sportarten vom ersten Tag an dazugehört, keine Gefühle zu zeigen, dann lernt man auch, deneigenen Instinkt und die eigenen Widerstände zu unterdrücken.

Angestrebt wird die Kontrolle über Körper und Geist. Das ist vergleichbar mit dem unbedingten soldatischen Gehorsam und Leidenswillen. Und so überrascht es nicht, dass es eine enge Verbindung zwischen Militarismus und dem Turnsport gibt.

## Kapitel 7

# «Starke Jugend, freies Volk»

### Die militärische Geschichte des Kunstturnens und der Rhythmischen Gymnastik

«Wenn wir zusammengeschieden wurden, mussten wir immer in einer Reihe stehen. Unbeweglich, durchgestreckter Rücken.»

— *Ariella Kaeslin*

Auch wenn die Verbindung heute nicht mehr so eng ist, findet man militärische Umgangsformen noch immer überall im Turnen. Das Strammstehen im Training, der zackige Einmarsch in die Wettkampfhalle, der römische Gruss, der von den Athletinnen zu Beginn der Übung gezeigt wird, das rasche Aufrichten nach einer Landung: All das gibt es in keiner anderen Sportart.

Woher kommt das?

Das moderne Turnen, wie man es in der Schweiz kennt, stammt aus Deutschland. Friedrich Ludwig Jahn – Übername: «Turnvater» – entwickelte es um 1810 als «patriotische Erziehung zur Vorbereitung auf den Befreiungskrieg» gegen Napoleon. Jahns Turnen war kein Leistungssport, es ging ihm um die geistige Formung der Nation. Kollektive Ausführungen von Turnübungen, argumentierte er, würden das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl festigen.

Turnen wurde von Männern für Männer entwickelt und diente der Zurschaustellung männlicher Leistungsfähigkeit, Wehrhaftigkeit, Überlegenheit. Frauen waren lange ausgeschlossen, das Mädchenturnen bekam erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Motto «Starke werden nur von Starken geboren» eine – ebenfalls nationalistisch-militärisch geprägte – Bedeutung.

In der Schweiz wurde die männliche Jugend ab 1874 mit obligatorischen Turnübungen auf den Militärdienst vorbereitet. Im Zweiten Weltkrieg erreichte die Militarisierung des Sports ihren Höhepunkt, als der Bundesrat die Gründung einer Turn- und Sportschule beschloss, um Leiter für den militärischen Vorunterricht auszubilden. Die Ortswahl fiel auf Magglingen, das kleine Dorf oberhalb des Bielersees. «Starke Jugend, freies Volk» hiess die erste Zeitschrift der Schule.

Der Historiker Walter Mengisen, bis 2018 Rektor der dortigen Hochschule, sagt uns: «Lange gab es erheblichen Widerstand gegen eine zentrale Turnanstalt. Die Kantone fürchteten einen Machtverlust, die Universitäten eine weitere Militarisierung des Sports. Dass Magglingen schliesslich doch gebaut wurde, hängt auch mit der Kriegssituation zusammen.»

Und weiter: «Beide instrumentalisierten sich, das Militär und das Turnen, aber beide profitierten auch voneinander. Im Turnen wurden die Knaben wehrhaft. Und umgekehrt diente das Argument der Wehrhaftigkeit dazu, die bäuerliche Bevölkerung des 19. Jahrhunderts von der Notwendigkeit einer turnerischen Ausbildung zu überzeugen.»

Auch die Rhythmische Gymnastik hat ihre Ursprünge im militarisierten Deutschland: Vor dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich die sogenannte «Deutsche Gymnastik». Diese sollte gemäss dem nationalistischen Pädagogen Rudolf Bode «eine deutsche Lehre der Körpererziehung» sein, die «den wesentlichen Seiten des Deutschen entspricht, seinem seelischen Rhythmus und der wirkenden Kraft in ihm». In seiner heutigen Form jedoch entstand die Rhythmische Gymnastik in der Sowjetunion, wo es, ganz ähnlich dem Kunstturnen, als Vorzeigesport des Systems galt.

## Kapitel 8

### «In Magglingen fühlte ich mich immer beobachtet. Ich war nie frei, nie.»

#### Überwachen und Strafen

«Du bist nur auf dich konzentriert. Weil du überleben musst. Wenn du weinst, müssen alle eine Strafübung machen. Dann sind alle wütend auf dich. Statt Mitleid mit dir zu haben oder dich zu trösten, sind sie gegen dich. Genau das wollten die Trainerinnen. Niemand hatte eine Freundin, mit der sich über solche Sachen reden liess. Jede war allein.

Ich werde oft gefragt: Warum bist du nicht einfach weggegangen? Und das stimmt! Hätten wir Magglingen abends mal für ein paar Stunden verlassen können? Eigentlich schon. Wir waren nicht eingeschlossen. Aber wir

haben es uns selbst verboten, weil wir so viel Angst hatten. Mein Vater sagt: «Stell dich nicht so an, du warst ja nicht im Krieg!» Und ich denke: Ja, er hat recht. Es gibt ja Mädchen, die auch jetzt sagen, dass es nicht so schlimm war. Und dann frage ich mich: Wieso wurde ich depressiv? Warum wollte ich mich umbringen – und sie sich nicht? Meine Eltern haben auch nie akzeptiert, dass ich zu einer Psychologin gehe. Mit der Zeit habe ich es nur noch heimlich gemacht.» — *Lisa Rusconi*

«Ich gab mir die Schuld dafür, wie schlecht es mir ging. Ich dachte: Vielleicht bin ich zu weich, zu empfindlich, denn alle werden ja gleich schlecht behandelt. Erst später fand ich heraus, dass das überhaupt nicht so war. Manche Mädchen waren die Spione der Trainerinnen und wurden besser behandelt.» — *Sarah Marchini*

«Der einzige Ort, an dem ich mich sicher fühlte, war zu Hause in Genf. In Magglingen kam es mir vor, als wäre Heike überall, als würde sie mich überall beobachten, auch auf dem WC oder im Bett.» — *Marine Périchon*

«Heike hatte so eine Art, uns zu zeigen, dass sie genau wusste, wie lange wir am Abend wach gewesen waren. Bis wir dachten: Die checkt unseren Status auf Whatsapp! Ich hatte das Telefon dann meistens auf Flugmodus, weil ich sonst das Gefühl hatte, sie sei ständig bei mir. Ich hatte damals einen Freund, manchmal verbot sie mir, ihn zu sehen. Wir mussten alle gleich sein. Fingernägel, Kleidung, Frisur – das war alles vorgegeben. Als ich Magglingen verliess, hatte ich keine Ahnung, wer ich bin.» — *Stephanie Kälin*

«In Magglingen fühlte ich mich immer beobachtet. Ich war nie frei, nie. Obwohl ich jederzeit rausgehen konnte. Ich habe mir selbst ein Gefängnis gemacht. Ich hatte das Gefühl, beobachtet zu werden, und habe mich dabei selbst beobachtet. Ich war paranoid. Es war schrecklich.» — *Ariella Kaeslin*

Wenn die Athletinnen ein Gefühl der totalen Überwachung und konstanten Angst beschreiben, ist die Feststellung wichtig, dass sie in Magglingen nicht tatsächlich überwacht werden. Das tägliche Wiegen in der Rhythmischen Gymnastik wurde ab 2014

verboten. Niemand hört die Handys der Athletinnen ab. Die Zimmer sind nicht kameraüberwacht. Magglingen ist kein Gefängnis, die Trainerinnen sind keine Aufseherinnen.

Es läuft subtiler: Die Angst der Athletinnen vor ihren Trainerinnen und Trainern ist so gross, dass sie sich selber überwachen. Oder wie Ariella Kaeslin sagte: «Ich hatte immer das Gefühl, beobachtet zu werden, ich sah mich irgendwann nur noch aus der Vogelperspektive und wagte nicht, etwas Falsches zu tun.»

## Kapitel 9

### «Magglingen verändert dich. Ich hatte keine Gefühle mehr. Ich habe vom Kopf an abwärts nichts mehr gespürt.»

#### Vom Durchhalten bis zum Zusammenbruch

«Es begann mit schleichenden Symptomen, nichts, das man sofort bemerkt: Milchige Scheibe vor dem Kopf, in Watte gepackt, nicht mehr merken, was um einen herum passiert. Ich hatte immer das Gefühl, ich muss die Lösung finden, die Ärzte müssen bloss das richtige Medikament entdecken, dann geht es wieder, ich habe so gesucht nach etwas, das mir hilft. Dann kamen kognitive Störungen: Ich konnte keine Texte mehr lesen oder komplizierten Diskussionen folgen, ich habe mich immer so dumm gefühlt.

Dann verschwanden Erinnerungen. Später verstand ich, dass Erinnerungen mit Emotionen verknüpft sind. Wenn man nichts fühlt, kann man sich auch an nichts erinnern.

Als Turnerin denkst du: Wenn ich mir das Leben nehme, dann ist nicht nur alles endlich vorbei, du denkst auch: So kann ich dem Trainer eins auswischen.» — *Ariella Kaeslin*

«Eines Abends sass ich in meinem Zimmer in Magglingen und überlegte: Aufhören oder nicht? Ich weinte, sass nur noch da. Mitten in der Nacht holte mich mein Papi. Wir gingen zum Notarzt. Die Diagnose: Akute Depression. Ich hatte Suizidgedanken. Eine Weile mussten mich meine Eltern überallhin

begleiten, weil sie Angst hatten, dass ich sonst nicht mehr heimkomme.

Wie soll ich es beschreiben? Es war eine wahnsinnige Flut von Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit, Sinnlosigkeit. Ich kannte mich nicht mehr, ich dachte, ich sei nichts wert ohne das Turnen. Und dann kam das dunkelste Kapitel: die Gefühllosigkeit. Ich konnte nicht mehr weinen, ich konnte nichts mehr fühlen. Ich war leer.» — *Lynn Genhart*

«Als Lynn Magglingen verliess, nahm ich abends häufig den Zug nach Zürich, weil ich sie nicht allein lassen wollte. Morgens um fünf fuhr ich zurück, keinesfalls durfte ich das Training verpassen. Ich sorgte mich um sie, ich wusste, wie schlecht es ihr ging. Aber Fabien und Felix sagten nur, ich solle Lynns Probleme nicht zu meinen machen.» — *Fabienne Studer*

«Es fällt mir schwer, jemandem die Schuld zu geben. Ich möchte mir die Schuld geben. Und ihnen. Oder niemandem. Weil es halt einfach passiert ist, wies passiert ist.

Den Turnsport im Allgemeinen liebe ich, aber hätte ich jetzt eine Tochter, ich würde sie nie im Leben nach Magglingen schicken.

Wenn ich an Ariella denke, hatte ich früher oft das Gefühl: Ich war nicht so erfolgreich wie sie, also darf es mir auch nicht so schlecht gehen wie ihr. Ich habe kein Recht zu leiden. Sie schon. Inzwischen weiss ich, dass man Leid nicht vergleichen kann. Und trotzdem habe ich das Gefühl, dass ich nicht sagen kann: Hey, was ich durchgemacht habe, hat sich gelohnt. So sinnlos und traurig es sich anhören mag, aber Ariella hat wenigstens die Medaillen. Ich habe nur die schlimmen Erinnerungen. Irgendwann in Zukunft wird mich vielleicht stärker machen, was ich in Magglingen erlebt habe – aber es hätte trotzdem nicht so geschehen müssen.» — *Lynn Genhart*

«Es tut sehr weh, das zu hören, was Lynn sagt. Ich kann nur antworten: Erfolg ist in dem Moment schön, wenn man ihn hat, aber er macht dich nicht glücklich. Negative Erfahrungen waren für mich eher lebensbereichernd. Ich glaube, hätte ich nicht diese Tiefen erlebt, würde ich heute immer noch Zielen hinterherhecheln, ohne was anderes zu sehen. Es gibt mehr im Leben als Goldmedaillen!

Es ist für alle Mädchen die Hölle. Jede reagiert anders. Die eine hat mit der gleichen Belastung einen Ermüdungsbruch, die andere kriegt eine Depression.» — *Ariella Kaeslin*

«Magglingen verändert dich. Du bist ein anderer Mensch, wenn du runterkommst. Ich hatte keine Gefühle mehr. Ich habe vom Kopf an abwärts nichts mehr gespürt. Ich musste wieder lernen zu verstehen, dass ich Hunger habe. Oder dass ich aufhören muss, wenn etwas weh tut.» — *Lisa Rusconi*

«Als ich aufhörte, steckte ich alles, was mich an Magglingen erinnern könnte, in Kisten. Wer heute mein Zimmer bei den Eltern in Zürich betritt, merkt nicht, dass ich eine der besten Turnerinnen des Landes war.

Einmal ging ich mit einer Kollegin in Biel käfelen. Plötzlich kommt Heike vorbei. Nimmt einen Stuhl. Setzt sich zu uns. Bestellt einen Kaffee. Ich denke: Bin ich im falschen Film? Als sie weg ist, sagt meine Kollegin: «Du warst grad überhaupt nicht du selbst, du sassest kerzengerade, völlig stramm.»

Die Vorstellung, ihr heute zu begegnen, ist Horror. Als mir diesen Sommer jemand erzählte, Heike sei immer noch überzeugt, keine Fehler gemacht zu haben, träumte ich von ihr. Sie kam auf mich zu, und ich hatte eine Riesenangst. Wenn ich von früher erzähle, habe ich Flashbacks, ich sehe mich dann in der Turnhalle und zittere. Lange war es am Sonntag am schlimmsten: Weil ich dann wieder nach Magglingen musste.» — *Stephanie Kälin*

«Dass ich depressiv war und eine Essstörung entwickelt hatte, wurde mir im Behandlungszimmer eines Arztes bewusst. Er stellte mir Fragen. Ich wusste, dass er herausfinden wollte, ob ich Hilfe benötige. Wäre ich ehrlich gewesen, hätte ich alle Fragen bejahen müssen. Aber ich verneinte jede, ich wollte nur raus. Ich dachte, in Magglingen haben sie meinerwegen eh schon einen Riesenstress, ich kann nicht auch noch psychisch labil sein.» — *Fabienne Studer*

«Nie werde ich den Moment vergessen, als klar war, dass wir unser grosses Ziel Olympiaqualifikation verpassen. Jede andere wäre am Boden zerstört gewesen, ich aber dachte nur: C'est fini. Ich war so erleichtert.

Zurück in Genf, brach ich zusammen. Es war dunkel in mir. Jede Sekunde des Tages beschäftigte ich mich mit Essen: Ich stopfte Mahlzeiten in mich rein, erbrach. Es war ein Albtraum, der einfach nicht aufhörte. Ich war depressiv, hatte Suizidgedanken, musste über Jahre Tabletten schlucken. Ich weiss nicht, was ohne meine Therapeutin aus mir geworden wäre.

Seit ich Magglingen verlassen habe, sind acht Jahre vergangen. Erst vor drei Jahren konnte ich sagen: Jetzt geht es mir gut. Manchmal schicke ich ein SMS, wenn wieder ein Mädchen aufhört. Die wenigsten schreiben zurück. Ich verstehe das. Ich brauchte ebenfalls Zeit, um zu erkennen, wie falsch und unmenschlich wir behandelt wurden. Wenn du drinsteckst, merkst du nicht, dass du dich an einem Ort befindest, wo Menschen gebrochen werden.» — *Marine Pèrichon*

Als wir mit Ärztinnen und Ärzten sprachen, die über die Vorgänge in Magglingen informiert waren oder sogar eine Zeit lang dort gearbeitet hatten, meinten viele: Ja, es sei schlimm, aber ob es Missbrauch sei?

Richtig ist, dass keine Athletin, soweit wir das wissen, sexuell missbraucht wurde. Die Athletinnen erlebten, was man psychische Gewalt nennt: Sie wurden erniedrigt, bedroht, gedemütigt.

Die Erkenntnis, dass es nicht nur körperliche, sondern auch seelische Gewalt gibt, und dass Erniedrigung und Unterdrückung keine äusserlich sichtbaren, aber ebenso schwere Schäden verursachen können, stammt aus dem Ersten Weltkrieg. Die innere Versehrtheit von Fronrückkehrern nannte man damals «Kriegsneurose». Heute ist die Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) als Krankheit anerkannt, die Symptome sind ebenso deutlich wie unbestritten.

Leitsymptom aller Traumatisierten sind Schuld- und Schamgefühle. Das zeigt sich vor allem durch intensives Grübeln, wie man das Ereignis hätte verhindern oder anders damit hätte umgehen können. Aber auch durch Scham vor der eigenen Schwäche. Es ist schmerzhaft zu erkennen, dass man ausgenutzt wurde.

Allerdings gibt es einen Unterschied zwischen den Trainerinnen und Trainern in Magglingen und Tätern und Täterinnen, die Menschen 34 aus reiner Lust und persönlichem Dominanzstreben Gewalt antun.

Erstere sahen sich legitimiert, so zu handeln, weil sie im Glauben waren, für etwas Grösseres zu arbeiten, etwa die Olympiateilnahme. Sie agierten innerhalb des Rahmens einer fragwürdigen, aber gesellschaftlich anerkannten Norm: des Spitzensports. Das ist ein wesentlicher Unterschied beispielsweise zu häuslicher Gewalt: Von einem Mann, der seine Frau schlägt, kann man nicht behaupten, er handle zugunsten eines höheren Ziels. Im Sport aber halten es mit Blick auf das Ziel Olympia immer noch viele für legitim, psychische Gewalt auszuüben.

Das, so erklärten uns Fachleute, ist wohl auch der Grund, warum sich in so einem System praktisch niemand als Täter, als Täterin sieht. Denn auch wenn einzelne von ihnen sogar sadistische Züge tragen, steht nicht individuelle Lustbefriedigung im Zentrum. Es geht um Prestige, und die Täterinnen und Täter agieren im Interesse eines Verbandes oder sogar eines Staates, wodurch sie ihre Handlungen vor sich selbst rechtfertigen können. Es geht in Magglingen also weniger um einen individuellen Narzissmus als um ein nationales Machtstreben. Es geht weniger um pathologische Gewalthandlungen Einzelner als um ein System der Gewalt. All das ändert natürlich nichts am Leid der Athletinnen.

Deren Aussagen erinnern an einige der psychischen Mechanismen, die die US-amerikanische Psychiaterin Judith Herman in ihrem Standardwerk «Die Narben der Gewalt» über Missbrauch in intimen Beziehungen beschrieb: unvorhersehbare Ausbrüche etwa oder das Beharren auf unbedeutenden Regeln, um Angst und Hilflosigkeit zu erzeugen und das Selbstbewusstsein der Person zu brechen.

Die Täter versuchen aber nicht nur Angst zu erzeugen, sondern auch das Gefühl von Autonomie beim Opfer zu vernichten. Dazu werden Körper und Körperfunktionen des Opfers peinlich genau überwacht und kontrolliert. Die Täter bestimmen, was das Opfer isst, wann es zur Toilette gehen darf und was es anzieht.

Gleichzeitig gewähren sie dem Opfer häufig kleine Gefallen und untergraben somit die psychische Widerstandskraft sehr viel wirkungsvoller, als wenn sie unablässig drohen oder strafen würden.

Psychische Gewalt entsteht typischerweise in Abhängigkeitsverhältnissen, wie sie sich



in Familien, Ehen oder anderen engen Gemeinschaften entwickeln. Das kann eben auch auf den Leistungssport zutreffen, wo der Erfolg der Athletinnen und Athleten eng an die Unterstützung und das Wohlwollen der Trainerinnen und Trainer gekoppelt ist. Diese Verbindung muss nicht zwangsläufig negativ sein, aber es ist eine Situation, die anfällig ist für destruktive Beziehungen.

Das wird im Kindersport noch einmal begünstigt durch den Umstand, dass die Trainerinnen und Trainer eine Elternrolle übernehmen. Die ehemalige Nationaltrainerin Heike Netzschwitz soll zu ihren Gymnastinnen genau das gesagt haben: «Ich bin wie eure Mutter, ihr könnt mir vertrauen.»

Alle Turnerinnen, mit denen wir sprachen, bestätigten das psychische Gewaltregime. Aber nicht alle sind daran zerbrochen. Warum nicht? Wie kommt es, dass manche daran zugrunde gehen, andere aber mehr oder weniger unbeschadet Magglingen hinter sich lassen?

Es gibt zwei Faktoren, die psychische Gewalt begünstigen: Ein geschlossenes System – das erlebten alle in Magglingen. Und fehlende protektive Faktoren – das erlebten nicht alle.

Protektive Faktoren, das kann eine gute Gastfamilie sein, bei der sich die Athletin sicher fühlt. Oder Rückhalt im Team. Oder eine resiliente Persönlichkeit. Und doch hat jeder Mensch seine Bruchstelle, jeder kommt irgendwann an den Punkt, an dem es nicht mehr geht.

Nicht alle Trainerinnen und Trainer setzten das Drillsystem gleich um, es gab Abstufungen, die von einem gelegentlich missbräuchlichen Verhalten bis hin zu zeitlich anhaltender psychischer Gewalt reichten.

Anruf bei Heike Netzschwitz, Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik bis 2013.

«Frau Netzschwitz, ehemalige Gymnastinnen des Nationalteams erheben schwere Vorwürfe gegen Sie. Dürfen wir Sie hierzu befragen?»

«Ich möchte mich dazu nicht mehr äussern. Für mich ist die Sache abgeschlossen. Kein Kommentar.»

Anruf bei Iliana Dineva, Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik von 2016 bis 2020.

«Frau Dineva, ehemalige Gymnastinnen des Nationalteams erheben schwere Vorwürfe gegen Sie. Dürfen wir Sie hierzu befragen?»

«Ich möchte mich auf Anraten meines Anwalts nicht dazu äussern.»

Vesela Dimitrova, Nationaltrainerin der Rhythmischen Gymnastik bis 2013, reagiert nicht auf Anfragen. Ungeachtet ihres Rufs stellte das RLZ Aargau sie nach ihrer Entlassung als Choreografin ein. Seit 2016 arbeitet sie als Nationaltrainerin in ihrer Heimat Bulgarien.

Fabien Martin, seit 2017 Cheftrainer der Kunstturnerinnen, will sich ebenfalls nicht zitieren lassen. Zu dem Vorwurf, er habe Kunstturnerinnen gemobbt und in psychische Notsituationen getrieben, schreibt der STV: «Wir sind uns bewusst, dass es zwischen Fabien Martin und zwei Turnerinnen zu Meinungsverschiedenheiten über die sportlichen Ziele und das Erreichen dieser Ziele gekommen ist. Leider können im Trainingsbetrieb solche Meinungsverschiedenheiten auftreten. Auf Basis unserer Gespräche mit den Beteiligten, aufgrund der Erfahrungen mit Fabien Martin als langjährigem Trainer des STV und aufgrund der guten Feedbacks zu Martin aus dem Trainingsumfeld des Nationalkaders haben wir weiterhinvolles Vertrauen zu ihm als Cheftrainer.»

## Kapitel 10

### «Die Trainer sind hier irgendwo auch Opfer.»

#### Das System hinter dem Erfolg – und hinter dem Missbrauch

«Als klar war, dass wir es nicht an die Olympischen Spiele schaffen, hatte ich nur einen Gedanken: Ich will diese Halle nie mehr sehen. Ich sagte damals, dass ich zurücktrete, um mich auf die Schule zu konzentrieren und meinen Abschluss zu machen. Aber das stimmte nicht. Ich traute mich nur nicht, die Wahrheit zu sagen. Ich hörte auf, weil ich psychisch nicht mehr konnte. Ich wusste: Jetzt muss ich aufhören, sonst tue ich mir etwas an.»

Sonst hatte ich immer Angst, wenn ich mal mit jemandem vom STV reden musste. Aber am Tag des Abschlussgesprächs mit Felix fühlte ich mich stark. Zum ersten Mal war ich nicht das kleine RG-Mädchen, sondern eine Frau, die ihre Meinung sagt.

Vorher hatten sie immer mit uns spielen können, uns drohen, dass sie uns die Plätze im Team wegnehmen. Jetzt hatte ich nichts mehr zu verlieren.

In den Jahren danach habe ich versucht, es Leuten zu erzählen. Aber die sagten: Das kann doch nicht sein in der Schweiz. Irgendwann wurde ich müde und fing an zu glauben, dass die Leute vielleicht recht haben und ich übertreibe. Darum fühle ich mich so wohl mit Lisa: Weil sie weiss, wie es ist, wenn man nicht vor Leuten essen kann. Oder wenn man an den Punkt kommt, an dem man niemandem mehr etwas erklären mag, weil es sowieso niemand kapiert. Man sagt, zu Hause ist, wo dein Herz ist. Aber wo ist unser Herz, wenn nicht einmal unsere Familien uns verstehen?

Ich musste aus Magglingen weg, um zu merken, dass das, was da geschieht, nicht normal ist. Ich habe dann das KV gemacht. Einmal fragte ich die Lehrverantwortliche, ob ich aufs WC dürfe. Sie schaute mich nur an. Dann fragte sie, ob ich das ernst meine und was ich tun würde, wenn sie Nein sagen würde. Ich: «Dann halte ichs zurück.» Da wurde ich wahnsinnig traurig, weil ich merkte: Sie hat völlig recht, natürlich darf ich aufs WC.» — *Stephanie Kälin*

«Vor dem Abschlussgespräch mit dem STV fragten mich meine Eltern, ob sie das mit den Suizidgedanken sagen dürfen. Ich: Das muss man sagen. Nach dem Gespräch war mir klar, es hätte sich nur etwas geändert, wenn ich mich wirklich umgebracht hätte. Wenn du nur tief unten bist, dann bist du keine Gefahr für sie. Sie haben nur Angst vor der Schlagzeile: «Kunstturnerin wirft sich vor den Zug.»

Ich ging noch einmal nach Magglingen, um mich mit Fabien auszusprechen. Da merkte ich: Seine Absichten waren nicht böse. Er hatte mich drei, vier Mal gebeten, nicht zu gehen. Er hatte Angst, mich zu verlieren. Angst, dass ich etwas tue, das ihm schadet. Er hat mir das wirklich so gesagt: «Lynn, was soll ich machen? Ich sitze beim STV-Gespräch, sechs andere Leute sind da, machen mich fertig. Stell dir mal vor, wie ich mich fühlen muss.» Da war für mich klar: Die Trainer sind hier irgendwo auch Opfer, in diesem System. Andererseits beschimpfte er mich und schrie mich an, und als ich zu weinen anfing, machte er einfach weiter. Wieso ich weine, fragte er. Ich weinte

noch mehr. Darauf sagte er, ich solle nicht so blöd weinen. Ich solle mal zu denen gehen, die wirklich Sterbensangst haben. Krebskranke – die dürfen weinen.» — *Lynn Genhart*

«Als ich Magglingen verliess, schrieb ich alles auf, was ich erlebt hatte, und gab den Brief Felix. Ich war jung und naiv, ich dachte: Er wird schockiert sein! Es wird sich alles ändern! Heute denke ich, er wusste längst alles. Es änderte sich nichts, ausser dass er die Trainerinnen entliess.» — *Marine Périchon*

«Ich bin Fabien nicht böse. Wie sehr er selbst unter Druck stand, merkte ich daran, dass er es immer an uns ausliess, wenn er von Felix aufs Dach bekam. Normalerweise hat man in Magglingen die Kaderzugehörigkeit auf ein Jahr hinaus auf sicher, ich aber musste mich mit der Zeit halbjährlich beweisen. Bei einem Gespräch im Sommer 2019 sagten meine Eltern und ich nochmals, was in Magglingen unserer Meinung nach fehlt: Eine Fachperson, die die Turnerinnen auf dem Weg vom Mädchen zur Frau begleitet. Felix und Fabien nickten ein paar Mal, aber am Ende gingen sie null auf uns ein. Felix sagte nur: Schön, und jetzt schauen wir mal, was für Leistungen du im nächsten halben Jahr erbringst. Beim nächsten Wettkampf hatte ich das Gefühl, von den Trainern überhaupt nicht mehr unterstützt zu werden. Ein halbes Jahr später warf Fabien mich raus. Es schmerzt, das sagen zu müssen: Ich war ein fröhliches und lebhaftes Kind, beides wurde mir in Magglingen ausge- trieben.» — *Fabienne Studer*

«Als mir klar war, dass es nicht mehr geht, sprach ich mit einer Magglinger Sportpsychologin. Während der Sitzung weinte ich, aber sie sagte nur: Du musst mit den Trainee- rinnen reden. Ich rief sie dann nochmals an, wollte ihr klarmachen, dass ich weg muss aus Magglingen. Aber sie war nicht erreichbar. Alsonahmich Kontaktaufmit Boris, einem unserer ehemaligen Ärzte. Er half mir, ausserhalb von Magglingen eine Psychologin zu finden.» — *Lisa Rusconi*

«Wenn Turnerinnen heute sagen, das stimme alles gar nicht, was über Iliana erzählt werde – dann muss ich sagen: Sie war un- berechenbar und verletzend. Aber sie war

auch schlau. Die brutalen, fiesen Sachen – die sagte sie dir nicht vor allen. Nur unter vier Augen. Und dann wehrtest du dich erst recht nicht, weil dir klar war, dass niemand es ge- hört hatte. Sie wusste genau, wie sie mit unserer Angst spielen musste, damit wir nicht aufmuckten.» — *Cinzia Mora*

«Was mir heute helfen würde? Keine Entschul- digung, kein Geld der Welt kann wieder gut machen, was mir angetan wurde.» — *Stephanie Kälin*

«Es kommen immer wieder Turnerinnen- Eltern zu mir und fragen: Sollen wir unsere Tochter nach Magglingen schicken? Ich sage immer: Nein. Wenn ihr eure Tochter so möchtet, wie sie ist, wenn ihr sie glücklich möchtet – dann schickt sie nicht. Es macht mir weh, die Freude in den Augen junger Turnerinnen zu sehen. Weil ich weiss, dass es für diese Freude eigentlich keine Zukunft gibt. In Magglingen wird sie dir genommen.» — *Lynn Genhart*

«Ich dachte, mit der Entlassung von Heike 2013 sei es vorbei. Aber diesen Sommer erfuhren wir: Das läuft da immer noch so.

Das Problem sind die Medaillen. Felix, Hediger – die haben keine Ahnung von RG. Sie wollen Medaillen, Resultate und nehmen es in Kauf, wenn Athletinnen dafür kaputt gemacht werden. Die körperlichen Schäden sind das eine. Ich habe Rückenprobleme von den vielen Flexibilitätsübungen, aber da- mit kann ich leben, so ist Spitzensport. Was ich ihnen nicht verzeihen kann: Sie haben mein Selbstbewusstsein zerstört, meine Persön- lichkeit gebrochen. Es geht nicht nur um eine Trainerin. Es ist ein System.

Irgendwann kommt dann doch etwas raus, weil es mutige Athletinnen gibt, die etwas sagen. Dann müssen sie reagieren, so wie 2013. Aber sie machen immer nur so viel, damit das System weiter funktionieren kann. Sie ent- lassen eine Trainerin. Jetzt vielleicht den Spitzensportchef. Eigentlich wollen sie aber nichts ändern, weil sie denken: Es ist nicht schön, was da passiert, aber es muss so sein, wenn wir erfolgreich sein wollen.»

— *Sarah Marchini*

In den vergangenen zwei Jahrzehnten sahen sich die STV-Verantwortlichen viermal dazu

veranlasst, eine Trainerin oder einen Trainer in Magglingen zu entlassen, weil die Beschwer- den der Athletinnen so massiv waren: 2002 Olga Bullert, Nationaltrainerin in der Rhyth- mischen Gymnastik, 2007 Eric Demay, Nationaltrainer im Frauenkunstturnen, 2013 Heike Netzschwitz und Vesela Dimitrova, Nationaltrainerinnen in der Rhythmischen Gymnastik, und 2020 schliesslich Iliana Dineva und Aneliya Stancheva, Nationaltraine- rinnen in der Rhythmischen Gymnastik.

#### Dies alles legt die folgenden Schlüsse nahe:

Dass STV-Athletinnen über eine lange Zeit – meistens waren es Jahre – Opfer miss- bräuchlicher Verhaltensweisen wurden.

Dass STV-Athletinnen über eine lange Zeit – meistens waren es Jahre – Zeugnisse missbräuchlicher Verhaltensweisen ablegen mussten, bis die STV-Verantwortlichen endlich reagierten.

Dass die STV-Verantwortlichen erst Ent- lassungen aussprachen, nachdem ihnen über eine lange Zeit – meistens waren es Jahre – Berichte missbräuchlicher Verhaltensweisen präsentiert worden waren.

Dass die Massnahmen der STV-Verantwort- lichen weder ausreichend noch nachhaltig waren.

Die Verantwortlichkeiten von STV-Spitzen- sportchef Felix Stingelin und STV-Geschäfts- führer Ruedi Hediger liegen dabei auf der Hand. Der STV schreibt uns, dass man wegen der laufenden Untersuchung keine Stellung nehmen könne zu «Vorwürfen, Ereignissen und Ver- antwortlichkeiten» im Zusammenhang mit der Rhythmischen Gymnastik. «Wir nehmen die vorhandenen, zum Teil sehr widersprüchlichen Vorwürfe sehr ernst, und es tut uns ausseror- dentlich leid, dass einige unserer Turnerinnen negative Erlebnisse hatten und offenbar Leid ertragen mussten. Das Wohlbefinden unserer Turnerinnen und Turner steht für uns im Zentrum.»

Bis hierhin war viel vom Schweizerischen Turnverband die Rede. Aber der STV ist nur ein Puzzleteil in dem System, wenn auch ein wichtiges. Das System besteht – so schwer das zu akzeptieren ist – auch aus Eltern, die ihre Kinder stolz nach Magglingen bringen und hinterher nicht wahrhaben wollen, wie schlecht es ihnen dort erging. Das System besteht aus Gastfamilien, die den Athletinnen in guten Fällen Rückhalt und Rückzugs-



Standseilbahn Magglingen

© Guadalupe Ruiz



möglichkeiten bieten, in anderen Fällen aber ihre Aufsichtspflicht vernachlässigen.

Die Frage drängt sich auf, warum es überhaupt möglich war, dass all das in diesem Ausmass und über eine so lange Zeit geschehen konnte. Warum wurde das System von so vielen Leuten mitgetragen?

Die Gewaltexpertin Agota Lavoyer erklärt es uns so: «Es ist bekannt, dass wir den Glauben an eine heile Welt in uns tragen. Viele ahnten sicherlich, dass es den Kindern nicht gut geht. Aber das biegt man sich zurecht. Man glaubt ganz fest, dass das eine gute Sache ist, die dem Kind etwas bringt, oder dass das eben nötig sei, um Erfolg zu haben. Und dann kommt ein Kind, legt die Sache offen und zerstört so die heile Welt. Und wie reagiert das System? Es wendet sich nicht gegen sich selbst. Es wendet sich gegen das Kind. Dann heisst es, überspitzt formuliert: «Hättest du nicht darüber geredet, wäre jetzt alles noch gut. Seit du das erzählt hast, gibts ein Riesenchaos im Turnverein. Also schweig bitte wieder.» So richtet sich nach einem anfänglichen Schock der ganze Hass des Systems auf das Opfer. Das haben, in anderen Bereichen, leider sehr viele erlebt, die den Mut hatten, zu reden.»

Maggingen ist ein Mikrokosmos, aber kein allzu kleiner: Allein 500 Mitarbeitende zählt das Bundesamt für Sport (Baspo), hinzu kommen Sportsoldatinnen, Sportler anderer Verbände sowie Trainerinnen, die teilweise mehrere Wochen hintereinander hier verbringen, für Wiederholungskurse der Armee, Trainingslager, Ausbildungen. Viele von ihnen sind wohl schon einmal weinenden, abgemagerten, bedrückten Kunstturnerinnen und Rhythmischen Gymnastinnen begegnet: auf den Gängen des alten Hauptgebäudes, in der Mensa, auf den weitläufigen Spazierwegen zu den Sportanlagen, im Funiculaire. Und viele von ihnen hielten sich regelmässig in der Turnhalle «End der Welt» auf, wenn die Athletinnen dort trainierten.

Wir haben in den letzten drei Monaten mit so vielen Personen gesprochen, dass wir mit Sicherheit sagen können: Es gibt viele, die über die Situation im Frauenturnen Bescheid wussten. Aber niemand ist je in die Halle gestürzt und hat gerufen: Schluss jetzt!

Wer bestimmt über die Missstände informiert war, sind die Sportärzte und Sportpsychologinnen des Baspo, die die STV-

Athletinnen teils über Jahre eng betreuten. Sie beteuern uns oder anderen gegenüber, dass sie Vorkommnisse gemeldet, Veränderungen angestrebt haben.

Stellvertretend für alle Baspo-Mitarbeitenden nimmt Matthias Remund Stellung. Er ist seit 2005 Direktor des Bundesamts für Sport und somit eine Art Gastgeber in Maggingen. Über sogenannte Rahmenverträge regelt er, welche Sportverbände Baspo-Dienstleistungen in Anspruch nehmen und Baspo-Sportanlagen benutzen dürfen. Der Verband, der über den mit Abstand umfassendsten Rahmenvertrag verfügt, ist der Turnverband.

«Das Baspo und seine Fachleute aus der Sportmedizin, der Sportpsychologie und der Sportwissenschaft haben alles gemacht und mehr», sagt Remund. 2010 habe man dem STV erstmals einen Bericht über Missstände im Nationalteam der Rhythmischen Gymnastinnen überreicht. 2013 folgte ein zweiter Bericht. Daraufhin wurden die Trainerinnen vom STV entlassen. Man habe, so Remund, auf die Einhaltung der ethischen Richtlinien des Code of Conduct gepocht und einen Neuanfang mit humaneren Trainingsmethoden begleitet.

Aber bald schon war alles wie immer. Und die Berichte von kaputten, gebrochenen Turnerinnen häuften sich wieder.

Wieder schritt Remund ein. Im Sommer 2019 nahm er die Rhythmische Gymnastik aus dem Rahmenvertrag mit dem STV. Seither trainiert die RG in Maggingen unter schlechteren Bedingungen: Sie wird nicht bevorzugt behandelt bei der Verteilung der Hallenzeiten und hat keinen Anspruch mehr auf sportmedizinische oder sportpsychologische Leistungen.

Das Problem: Mit dieser Haltung schützte Remund das nationale Sportzentrum Maggingen und das Bundesamt für Sport. Aber er schützte nicht die Athletinnen. Denn die trainierten bis zum Sommer 2020 unter derselben Trainerin weiter.

«Was hätten wir denn sonst noch machen sollen?», fragt Matthias Remund. «Wir wollen Sport fördern, nicht verhindern, das ist ein Spannungsfeld. Aber Maggingen ist nicht schuld an der Situation in der Rhythmischen Gymnastik. Wir bieten bloss Dienstleistungen, wir sind Vermieter plus Hauswart. Wenn ein Missbrauch in einer Mietwohnung stattfindet,

dann haftet der Vermieter ja auch nicht. Für weitergehende Massnahmen fehlen uns die rechtlichen Grundlagen. Wenn junge Athletinnen so leiden, muss man sich auch fragen, warum Eltern ihr Kind nicht aufmerksam begleiten und dezidiert einschreiten. Oder ob sie vielleicht eine eigene Agenda verfolgen.»

So ist es: Jeder sieht die Schuld bei jemand anderem.

Der Kreis der Mitwissenden reicht noch weiter – bis zu Swiss Olympic, der Dachorganisation aller Schweizer Sportverbände, verantwortlich für die Schweizer Olympiateams, aber auch für die Verteilung öffentlicher Sportgelder. Jährlich überweist Swiss Olympic dem STV einen Betrag von rund 1,7 Millionen Franken, nur zwei Sportverbände in der Schweiz erhalten mehr.

Uns liegt ein Schreiben von Anfang 2020 vor, in dem die Präsidentin eines regionalen Leistungszentrums konkrete Vorwürfe gegen die RG-Nationaltrainerinnen Iliana Dineva und Aneliya Stancheva erhebt. Es geht um gesundheitsgefährdende Trainingsmethoden und um Athletinnen, die trotz ärztlicher Krankenschreibungen in einen Wettkampf geschickt wurden. Das Schreiben war an den STV-Präsidenten Erwin Grossenbacher adressiert und ging in Kopie an den Swiss Olympic-Direktor Roger Schnegg. Selbst wenn Swiss Olympic bis dahin erstaunlicherweise absolut nichts von den jahrelang unhaltbaren Zuständen in Maggingen mitbekommen hätte: Spätestens jetzt wusste der Dachverband Bescheid.

Die Absenderin des Schreibens sagt uns, dass Swiss Olympic ihr nie geantwortet habe.

Uns gegenüber nimmt Swiss Olympic schriftlich Stellung: «Swiss Olympic ist eine Dienstleistungsorganisation und hat ausserhalb der Olympiamissionen keinen Führungsanspruch gegenüber den Verbänden. Swiss Olympic bietet den Verbänden Unterstützung an, kann sie jedoch nicht verpflichten, diese in Anspruch zu nehmen. Wenn Probleme direkt an uns herangetragen werden, verweisen wir an die Verbände.»

Das ist auch in diesem Fall geschehen: Nach Erhalt des Briefes Anfang 2020 suchte Swiss Olympic das Gespräch mit dem STV. Seither finde ein regelmässiger Austausch statt «mit dem Ziel, die Situation insbesondere für die Athletinnen, aber auch für alle anderen Beteiligten zu verbessern». Entlassen wurden



die Nationaltrainerinnen allerdings erst im Sommer 2020, nachdem eine erste Gymnastin öffentlich Vorwürfe erhoben hatte.

Eines haben alle Mitwissenden gemein – der Swiss-Olympic-Direktor Roger Schnegg ebenso wie der Baspo-Direktor Matthias Remund, die Gastfamilien und Sportpsychologen. Sie alle sagen, sie haben getan, was in ihrer Macht lag. Mehr haben sie nicht machen können. Die Magglingen-Protokolle zeigen: Es war nicht genug.

Der Punkt ist: Natürlich sitzen die Hauptverantwortlichen im STV. Natürlich haben Baspo und Swiss Olympic recht, wenn sie sagen, dass ein direktes Eingreifen nicht in ihre Zuständigkeit falle. Aber es geht hier nicht um eine verwaltungstechnische Bagatelle, nicht um eine verpasste Fristerstreckung für das Einreichen eines Dossiers. Es geht um das Wohl von Menschen.

## Kapitel 11

# «Medaillen sind wichtig, aber der Weg dorthin ist wichtiger.»

### Was sich ändern muss, damit es irgendwann vielleicht gut wird

«Das Fazit ist klar: Es gab genug Selbstmordversuche, genug Essstörungen, genug zerbrochene Körper, genug bedauernswerte Eltern und genug verbitterte junge Frauen, um eine ernsthafte Neubewertung dessen zu fordern, was es braucht, um Olympiasiegerinnen hervorzubringen. Wer in diesen Sportarten arbeitet, kennt die Tragödien nur zu gut. Wenn die Verbände und Trainer sich wirklich um die Athletinnen kümmern würden und nicht nur um den Ruhm und das Prestige, dann wüssten sie, dass es an der Zeit ist, einen Weg zu finden, um zu verhindern, dass ihr Sport so vielen jungen Menschen Schaden zufügt.»

Das ist kein Zitat aus den Magglingen-Protokollen. Es ist noch nicht einmal eines von heute. Es ist eine Stelle aus einem Buch der US-amerikanischen Journalistin Joan Ryan aus dem Jahr 1995. Das Buch heisst «Little Girls in Pretty Boxes» und thematisiert zum ersten Mal Missbrauch von Autorität im Turnsport und Eiskunstlaufen.

Seit einem Vierteljahrhundert sind die verheerenden Umstände in den Sportarten also bekannt. In der Schweiz weiss man spätestens seit 2007 Bescheid, als Ariella Kaeslin und ihre Teamkolleginnen darüber sprachen.

Die Massnahmen, die bisher ergriffen wurden, haben die Gewalt aus dem System Magglingen nicht vertrieben. Was also müsste gemacht werden?

Die extremste aller Forderungen lautet: Rhythmische Gymnastik und Frauenkunstturnen abschaffen. «Die Welt wird nicht untergehen, wenn es keinen Turnsport mehr gibt. Ich möchte, dass keine Kinder mehr missbraucht werden. Wenn das passiert, weil sich die Kultur verändert hat, gut. Wenn es passiert, weil der Sport nicht mehr existiert: (...) auch gut.» Das schreibt die US-Amerikanerin Jennifer Sey, eine ehemalige Kunstturnerin, in ihrer Biografie «Chalked Up: My Life in Elite Gymnastics».

Es ist eine nachvollziehbare, aber auch utopische Forderung. Und sie steht im Widerspruch zu der Begeisterung, die viele Athletinnen für ihre Sportart haben.

Eine realistischere Massnahme ist das Anheben der Altersgrenze. Derzeit darf man mit 16 Jahren zu Olympia. Wie wäre es, wenn die Altersgrenze bei 18 läge? «Würde ein positives Signal senden», sagt die Schweizer Forscherin Natalie Barker-Ruchti knapp, «mehr nicht.» Man würde genauso trainieren wie jetzt, um bis 16 alles zu beherrschen, dann mit 18 einmal Olympia – und dann wäre man kaputt.

Barker-Ruchti verfolgt einen anderen Ansatz. In ihrer Arbeit mit dem bemerkenswerten Titel «Gymnasts Are Like Wine, They Get Better With Age» stellt sie eine Überlegung in den Raum, die alles verändern würde: Was, wenn das derzeitige «Erfolgsmodell» mit seiner zwanghaften Kinderfokussierung ein grosses Missverständnis ist? Was, wenn es gar nicht wahr ist, dass man Kinder quälen muss? Was, wenn reife Körper ebenfalls hervorragende Leistungen erbringen können?

In vielerlei Hinsicht ist die derzeit beste Turnerin der Welt der Beweis für diese These: Im fortgeschrittenen Turnalter von 23 Jahren befindet sich Simone Biles auf dem Höhepunkt ihrer Karriere, zeigt unfassbar schwierige Übungen in Perfektion. Sie ist der Beweis, dass eine Veränderung des Kunstturnens vom Mädchen- zum Frauensport möglich ist.

Für eine solche Veränderung bräuchte es allerdings auch die Einsicht der Turngemeinschaft, dass das, was bisher geschah, falsch gewesen ist.

Weltweit hat das aber erst ein einziger Toptrainer eingestanden: Gerrit Beltman. Der langjährige niederländische Nationaltrainer galt seit den 1980er-Jahren als Personifizierung des Missbrauchs von Autorität im Frauenturnen. «Und das zu Recht», sagte er diesen Sommer der Zeitung «Noordhollands Dagblad», «denn mein Verhalten kann in keiner Weise entschuldigt werden.»

Gerrit Beltman hat sich bereit erklärt, uns ein Interview zu geben. Ein grauhaariger Mann in roter Trainingsjacke ruft uns per Facetime an. Er redet mit fester Stimme, und doch spürt man in jedem Satz, wie schwer er an seinen Taten trägt.

### 2010 wurde bekannt, dass Sie Turnerinnen im Training gequält, eingeschüchtert, erniedrigt hatten. Warum melden Sie sich jetzt zu Wort?

Als 2010 Vorwürfe gegen mich öffentlich gemacht wurden, war ich der Sündenbock, aber ich sagte nichts, weil ich nicht der Einzige gewesen war. Diesen Sommer dann schrieb ich dem niederländischen Turnverband: Ich habe Fehler gemacht und werde meine Schuld eingestehen, aber dann müsst ihr als Verband auch aufräumen, denn ich bin kein Einzeltäter, der Missbrauch hat System. Der Verband liess mich wissen: Daran haben wir kein Interesse. Also wandte ich mich an die Medien.

### Warum haben Sie so lange gewartet?

Weil es unglaublich schwer ist, Schuld einzugestehen. Meine Frau, mein Sohn, meine Familie, meine Freunde – sie alle hören jetzt, was für ein Mensch ich war.

### Können Sie sich Ihre missbräuchlichen Umgangsformen als Trainer im Nachhinein erklären?

Ich schäme mich. Wenn jemand meine Taten aufzählt, kann ich fast nicht zuhören, ich bin so wütend auf mich selbst, ich war so dumm. Aber es ist wahr, es ist geschehen. Um Ihre Frage zu beantworten: Ich bin so weit gegangen, weil ich dachte, nur so könnte man den Athletinnen eine Siegermentalität beibringen. Ich habe alles dem Erfolg untergeordnet. Ich hasse mich dafür.

Würden Sie heute sagen, man kann auch mit anderem Training Spitzenleistungen erreichen, oder ist der Sport in sich gestört?

Nein, heute weiss ich: Du musst nicht diesen Wahnsinnsdruck von aussen aufbauen, die Athletinnen sind intrinsisch motiviert, sie können selbst am besten einschätzen, wie weit sie gehen wollen.

Wann wurde Ihnen bewusst, dass das, was Sie da machen, falsch ist?

Als eine langjährige Athletin (die Weltklasseturnerin Renske Endel) von einem Tag auf den anderen sagte: Ich höre auf. Ich hatte das überhaupt nicht kommen sehen.

Haben Sie sich jemals bei ihr und den anderen Athletinnen entschuldigt?

Als die Vorwürfe aufkamen, 2010, traf ich drei meiner Turnerinnen und bat sie um Entschuldigung. Das war sehr schwierig, aber auch erleichternd für mich.

Wie war es für die Athletinnen?

Sie sagten mir: Wir glauben dir nicht, dass du es bereust.

Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg, um die strukturelle Gewalt aus diesen Sportarten zu vertreiben. Und das Verrückte ist, dass die Schweiz diesen Weg in der Rhythmischen Gymnastik schon einmal gegangen ist.

Vielen Gymnastinnen kommt es im Nachhinein wie ein Traum vor, aber es gab in Magglingen tatsächlich eine Zeit, als sich einiges zum Guten zu wenden schien. Das war von Anfang 2014 bis Ende 2015, in der Phase nach der Entlassung von Heike Netzschwitz, als der Druck auf den Verband wohl so gross war, dass er nicht anders konnte, als eine Richtungsänderung einzuleiten. Die Bulgarin Mariela Pashalieva, von 2004 bis 2012 Assistentrainerin des erfolgreichen bulgarischen Nationalteams, erhielt den Auftrag, eine menschlichere Trainingsform zu etablieren und das Team trotzdem an die Olympischen Spiele 2016 in Rio de Janeiro zu führen.

In Magglingen fand Pashalieva eine Gruppe talentierter, aber verletzter Athletinnen vor, die mit Stressfrakturen an Körper und Seele zu kämpfen hatten. «Ich musste ganz von vorne beginnen», sagt sie uns, als wir sie in einem Café in Biel treffen. «Ich musste den Mädchen erst einmal beibringen, dass sie mir vertrauen

können.» Sie erzählt von dem Mal, als sie mit einer grossen Schachtel Schokolade ins Training kam, eine der Athletinnen sich aber nicht traute, davon zu nehmen, weil sie dachte, Pashalieva wolle sie hereinlegen.

In enger und – wie Pashalieva betont – guter Zusammenarbeit mit der medizinischen Abteilung des Baspo begann sie, die Athletinnen wieder aufzubauen. Aber schnell musste sie erkennen, dass das Ziel Olympia zu ehrgeizig war: Die Athletinnen waren zu versehrt, die Zeit zu kurz.

Auch schien ihr das System grundlegend renovierungsbedürftig. Konkret kritisiert sie zwei Dinge: «Leistungssport ist eine Pyramide. Du musst eine sehr breite Basis haben und dort gut trainieren. Dann wandern die Besten höher. In der Schweiz ist es umgekehrt: Man fokussiert nur auf die Spitze und wundert sich, dass zu wenig Talente nachrücken und die auch noch falsch trainiert sind.»

Zweitens wolle man in zu kurzer Zeit zu viel erreichen mit zu viel Trainingssteigerung von der einen Stufe zur nächsten. «Wir müssen vom Kindersport wegkommen», sagt die Trainerin. «Wir müssen die Karrieren der Turnerinnen langsamer aufbauen. Zwischen 14 und 18 Jahren, parallel zur schulischen Ausbildung, sollen sie trainieren und Erfahrungen an internationalen Wettkämpfen sammeln. Und erst dann, und nur wenn alle Signale positiv sind, kann eine Vorbereitung auf eine olympische Auswahl in Betracht gezogen werden, wobei mehr Zeit für Training und Erholung zur Verfügung stehen muss.»

Mariela Pashalieva forderte Weitsicht, Geduld, Professionalität. Der STV wollte schnelle Resultate.

An der WM 2015 in Stuttgart – nach zwanzig Monaten Vorbereitung, üblich sind drei Jahre – belegte das Team Platz 21 und verpasste die Olympiaqualifikation. Im Hotel musste die Trainerin eine völlig aufgelöste Athletin trösten. Sie habe ihr gesagt: «Wenn ich noch einmal von vorne anfangen müsste und man mir garantieren würde, dass wir Medaillen gewinnen, wenn ich nur härter bin – ich würde trotzdem wieder diesen Weg wählen. Mir ist es wichtiger, dass ich dich jetzt trösten kann, dass du mich in einigen Jahren zu deiner Hochzeit einlädst, als dass wir an die Olympischen Spiele gehen. Medaillen sind wichtig, aber der Weg dorthin und das Leben an sich sind wichtiger.»

Heisst das, mit Menschlichkeit kommt man im Turnen eben doch nicht nach ganz oben? Pashalieva schüttelt irritiert den Kopf und sagt streng: «Es heisst, dass es wahnsinnig schwer ist, erfolgreich zu sein. Es heisst aber auch, dass es sich nicht lohnt, sich für den Erfolg kaputt zu machen.»

«Mariela hat wirklich versucht, in Magglingen etwas zu verändern. Sie zeigte mir, dass es ok ist, in der Anwesenheit einer Trainerin zu essen. Bei ihr lernte ich auszusprechen, wenn ich ein Problem habe. Sie spürte es, wenn etwas nicht gut war. Was soll ich sagen? Sie war, wie eine Trainerin sein sollte. Aber sie hatte es nicht leicht. Als sie anfang, bekam sie es mit einer Gruppe kaputter Mädchen zu tun.»

— *Stephanie Kälin*

Ende 2016 verkündete der STV Mariela Pashalieva, dass ihr Vertrag nicht verlängert werde. Aus Erfolglosigkeit (obwohl die Mannschaft an der EM in Israel den 10. Rang belegt hatte) und weil ihr eine Vision fehle. An ihrer Stelle berief man Iliana Dineva nach Magglingen. Und alles begann von vorn.

Die Gymnastin Cinzia Mora, die schon im RLZ Uster und im Kader für die Juniorinnen-EM unter Dineva trainiert hatte, sagt: «Der STV wusste genau, wie sie mit uns Athletinnen umgeht. Ich kann mit Sicherheit sagen, dass ich nicht die einzige war, die ihnen von Iliana erzählt hatte.»

Doch niemand im Verband wollte es hören.

Bis sich diesen Sommer die erste Gymnastin an die Medien wandte. Da reagierte der STV, entliess die Nationaltrainerin, suspendierte Spitzensportchef Stingelin und gab eine externe Untersuchung in Auftrag.

Die Anwaltskanzlei wird ihren Bericht im November abschliessen. Was danach geschieht, ist offen. Viele Turnerinnen, mit denen wir sprachen, befürchten, dass es vielleicht ein paar Entlassungen gibt, aber nicht mehr passieren wird.

Sollte es so kommen, dann könnten sie sich an Alex McLin wenden.

McLin ist Direktor der 2019 gegründeten Gymnastics Ethics Foundation in Lausanne. Der Auftrag lautet: die Misshandlungen im Turnsport aufdecken, sanktionieren, beenden. Die Ethikstiftung wird allerdings vom Weltturnverband FIG finanziert. McLin arbeitet also im System gegen das System.

Die offensichtliche Frage ist, ob sich aus dieser Position grundlegend etwas verändern lässt.

McLin sagt: «Nun...»

Er kennt die Debatte um die Unabhängigkeit solcher Kommissionen und Stiftungen. Er kennt auch die Strukturen und inneren Logiken von Verbänden, in denen niemand an dem Ast sägen will, auf dem er sitzt.

Aber McLin sagt auch: «Wir haben unsere Arbeit gerade erst begonnen, und bereits jetzt ist klar, dass da seit Jahren vieles schief läuft. Unsere einzige Chance ist, bis zum Grund zu gehen. Wir dürfen keine halben Sachen mehr machen.»

Die Ethikstiftung ist Anlaufstelle für Athletinnen, die Hilfe suchen oder an die Öffentlichkeit wollen, aber auch für Whistleblower, die im System arbeiten. Präsidentin der Stiftung ist Altbundesrätin Micheline Calmy-Rey, sie sagt: «Eigentlich sind die nationalen Verbände für den Schutz der Athletinnen zuständig. Aber wenn sie diese Verantwortung nicht wahrnehmen, intervenieren wir.»

Seit Anfang 2019 hatte sie mit zahlreichen Beschwerdefällen auf der ganzen Welt zu tun. Nach der Lektüre der Magglingen-Protokolle aber sagte sie uns: «Es ist skandalös, dass so etwas in der Schweiz geschieht, in Magglingen, in einer Institution des Bundes. Seit vielen Jahren. So lange wissen die Verantwortlichen schon davon, aber sie haben nichts getan. Das muss sich ändern. Es muss jetzt auch auf politischer Ebene unbedingt etwas geschehen.»

## Und jetzt?

Die meisten Athletinnen, mit denen wir gesprochen haben, wollten nach ihrem Rücktritt nichts mehr mit ihrem Sport zu tun haben. Nach Magglingen sind sie nie zurückgekehrt. Zu gross ist die Angst, dass alles wieder hochkommt.

Cinzia Mora aber ist im Sport geblieben. Sie arbeitet als Trainerin in dem Verein, in dem sie mit dem Turnen anfang, einmal pro Woche, neben dem Studium.

«Als eine Mutter mich fragte, ob ich ihrer Tochter das Juniorinnenkader empfehlen könne, sagte ich: Nein. Und erzählte alles. Nie werde ich lügen. Das haben so viele vor mir gemacht. Ich würde es nicht ertragen, wenn eine Turnerin diesen Weg einschlägt und Jahre später fragt: Warum hast du mich nicht gewarnt? Ich kann weder das RLZ noch

Magglingen ändern, aber ich kann dafür sorgen, dass die Mädchen, die bei mir trainieren, wissen, wo die Grenzen sind. Ich möchte, dass sie mit Freude Leistung erbringen. Ich frage mich immer noch, warum ich das damals mit mir geschehen liess. Warum ich das akzeptiert habe und nicht einfach gegangen bin. Ich kannte es nicht anders und dachte, das sei normal. Ich möchte, dass die Mädchen wissen, was normal ist und was nicht.

Ein einziges Mal ging ich zurück nach Magglingen. Der Trainerinnenkurs von Jugend + Sport, der fand natürlich dort statt. Wir lernten ein paar grundsätzliche Dinge über Technik und wie man diese vermittelt. Aber darüber, wie man mit jungen Mädchen umgeht, sprachen wir nicht. Ich weiss noch, dass diskutiert wurde, wie man reagieren soll, wenn ein Mädchen weint. Dabei müsste man in so einem Kurs doch lernen, wie man das Training gestaltet, damit ein Mädchen gar nicht erst weinen muss.» — *Cinzia Mora*

Es ist eine traurige Konstante, dass sich im Versuch, etwas zu verändern, immer nur Opfer zu Wort melden, praktisch nie Täterinnen und Täter. Für die Opfer ist es ein doppelt schwerer Weg, denn sie stossen auf Unverständnis, auf Hass, sie werden aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Zudem können sie selbst keinen Wandel bewirken, denn etwas ändern müssen ja die Täterinnen und Mitwisser.

Und doch scheint das im Moment im Frauenturnen die einzige Chance auf Veränderung: dass es die Athletinnen selbst in die Hand nehmen. Wie Natalie Barker-Ruchti, Georgia Cervin, Simone Biles, Mariela Pashalieva, Cinzia Mora, Marine Périchon, Sarah Marchini, Ariella Kaeslin, Stephanie Kälin, Lisa Rusconi, Lynn Genhart, Fabienne Studer und alle anderen ehemaligen Gymnastinnen und Kunstturnerinnen, die wollen, dass nie wieder eine Turnerin mit Angst ins Training geht.



Der

## Zürcher Journalistenpreis 2021

wird

**Christopher Gilb**

für seinen Artikel

**«Kratzer am Image des Firmenretters»**

erschienen in der Luzerner Zeitung / St. Galler Tagblatt am 29. Oktober 2020

verliehen.

Zürich, 30. August 2021

Die Jury:

  
Stefan von Bergen

  
Hannes Britschgi

  
Lisa Feldmann

  
Nina Jecker

  
Christina Neuhaus

  
Hansi Voigt

# Preisträger



## Christopher Gilb

Erste Erfahrungen im Journalismus hat Christopher Gilb (Jahrgang 1990) als 16-Jähriger beim St. Galler Tagblatt gesammelt, als er an Wochenenden über junge Slam-Poeten schrieb, von denen er selbst einer war – Letzteres jedoch nur mit mässigem Erfolg. Ohnehin wäre er am liebsten Schriftsteller geworden, doch eine abgebrochene Mittelschulbildung, eine mehrmonatige Lateinamerikareise und diverse erfolglos eingesandte Manuskripte später merkte er, dass dies gar nicht so einfach ist. Darauf entschied er sich, einen Schritt nach dem anderen zu machen. Er absolvierte ein Praktikum bei den St. Galler Nachrichten und absolvierte die Medienschule St. Gallen. Als Volontär beim St. Galler Tagblatt übersprang er dann gleich mehrere Schritte und begleitete einen Hilfskonvoi aus dem Appenzellerland in den Nordirak, schrieb über Peschmerga-Einheiten an der Front und Schweizer Kaffee auf kurdischen Märkten. Auf der Suche nach einer Festanstellung kam er zur Zuger Zeitung, wo er sich als Reporter mit dubiosen Treuhändern und fragwürdigen Panzerdeals beschäftigte und einen Crystal-Meth-Produzenten in dessen Labor besuchte. Seit Dezember 2019 ist Christopher Gilb Wirtschaftsredaktor bei der Luzerner Zeitung, wo er über das Zentralschweizer Wirtschaftsgeschehen berichtet – mit all seinen Facetten.

Hier können Sie den Artikel  
als Podcast hören:



# Laudatio

Laudatio für Christopher Gilb  
von *Christina Neuhaus*

«Alles», schreibt Christopher Gilb, «begannt mit einem komischen Bauchgefühl.» Ein komisches Bauchgefühl steht oft am Anfang einer guten Recherche. Und Gilbs Text «Kratzer am Image des Firmenretters» ist nicht weniger als das: eine gute Recherche. Eine sehr gute sogar.

Gilb hatte eine Meldung gelesen, in der stand, dass eine gewisse Benpac Holding aus Stans die St. Galler Gallus-Gruppe mit ihren über 400 Angestellten übernehmen wolle. Die Tätigkeitsfelder der Benpac: Engineering, Maschinenbau, IT-Lösungen, Verpackungstechnik und Consulting. Für Gilb klang das nach allem und nach nichts. Stutzig machte ihn auch, dass über die Firma so gut wie nichts bekannt war. Gilb hörte sich um und hörte Gerüchte über ausbleibende Zahlungen, Betreibungen und Insolvenzen.

Gilb hätte sich jetzt einem anderen Thema zuwenden können. Oder er hätte ein Bier trinken gehen können. Recherchen über Firmen, die ihre Rechnungen nicht zahlen, sind undankbar. Für einen Anwalt reicht das Geld meistens noch. Es braucht Mut, in einer Regionalzeitung im Umfeld eines Arbeitgebers zu recherchieren.

Doch einen guten Journalisten reizen nichts so sehr wie Widersprüche, und so entschied er sich, genauer hinzuschauen. Nachdem er einen Hinweis von einem ehemaligen Angestellten bekommen hatte, machte sich Gilb systematisch an die Arbeit. Er eröffnete ein LinkedIn-Konto und fing an, Mitarbeiter aus dem Benpac-Kosmos anzusprechen. Mehrere Wochen später hatte er mit ehemaligen Angestellten, Partnern und

Beratern gesprochen. Alle erzählten dasselbe: Das Bild, das sie von Benpac zeichneten, hatte mit dem offiziellen Firmen-Image nichts gemeinsam.

Gilb sollte schliesslich sechs Artikel über die dubiose Firma schreiben. Der Text, für den er nun ausgezeichnet wird, endet mit den Sätzen: «Mitte dieses Jahres wurde bekannt, dass Benpac von der deutschen Heidelberger Druckmaschinen AG alle Tochterunternehmen der St. Galler Gallus-Gruppe übernimmt und damit 430 Mitarbeiter. 120 Millionen Euro beträgt der Verkaufspreis. Das Geschäft soll noch im Kalenderjahr 2020 wirksam werden.» Die Botschaft war klar: Gilb glaubte nicht an den Deal. In der Nacht vor der geplanten Übernahme schlief er nicht. Sowiess schlief er während seiner Recherche sehr wenig. Wäre die Übernahme zustande gekommen, Gilbs Name als Journalist wäre ruiniert gewesen. Die Übernahme platzte. Wie es Gilb vorausgesagt hatte.



# Kratzer am Image des Firmenretters

Erschienen am 29. Oktober 2020

*Mit seiner Stanser Benpac ist Marco Corvi auf Expansionskurs. Insider zweifeln stark am Geschäftsmodell. Corvi weist die Vorwürfe zurück.*

Von Christopher Gilb

In Rekordzeit hat Marco Corvi mit seiner Benpac-Gruppe krisengeschüttelte Betriebe oder Firmenstandorte übernommen: die Grenacher Metall AG im aargauischen Etzgen Anfang 2017, den Müller-Martini-Standort in Stans Mitte 2019 sowie ein halbes Jahr später den Berghoff-Standort in Altdorf. Das sind nur einige Beispiele. Die Botschaft ist dabei immer die gleiche: Corvis Benpac-Gruppe als erfolgreiches internationales Unternehmen der Druck- und Verpackungsindustrie rettet Firmenstandorte, die dem Untergang geweiht sind. Dutzende Arbeitsplätze bleiben erhalten.

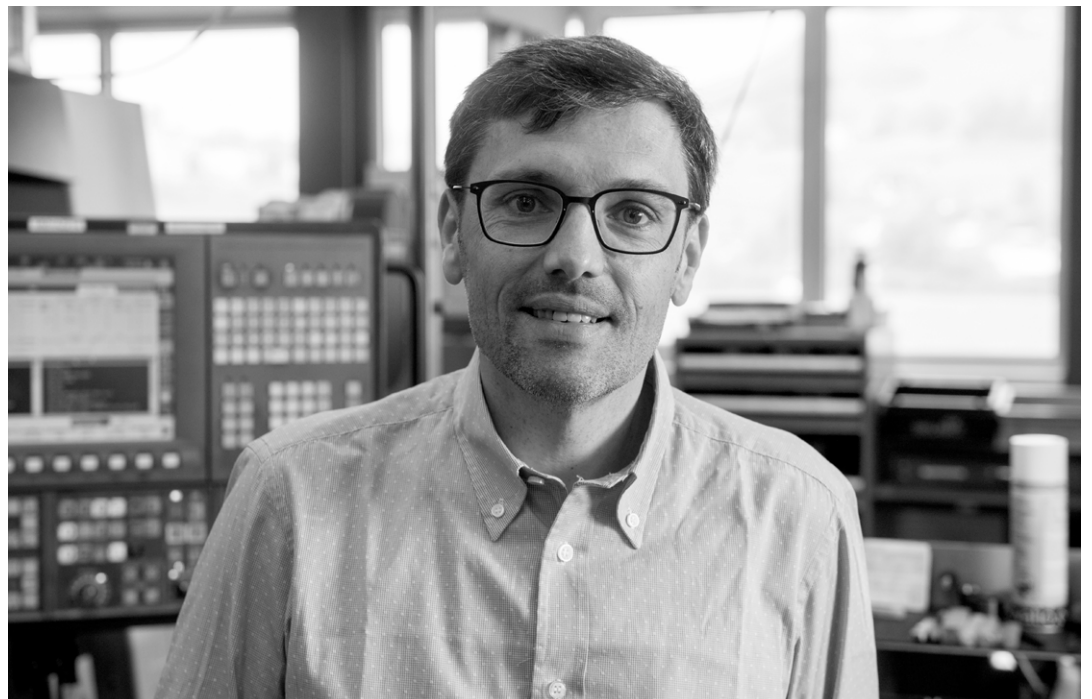
Doch den Firmenretter umweht eine Aura des Unbekannten. «Seine Benpac ist unter dem Radar geblieben», sagen Branchenkenner. Auf der Website seiner Holding mit Sitz in Stans fand man bis vor wenigen Tagen nur allgemeine Werbeslogans; keine Produkte, kein Management wurde erwähnt. Der 48-jährige CEO und Verwaltungsratspräsident sieht darin kein Problem: «Wir haben in den letzten Jahren eine Firmengruppe geformt, die so in der Verpackungswelt einzigartig ist. Dies war nur «unter dem Radar» möglich, also ohne das Interesse der Konkurrenz zu wecken», sagt er.

## 750 Millionen Umsatz und über 3500 Mitarbeiter

Es gäbe keinen Grund, an diesen Aussagen zu zweifeln. Doch: Seit Corvi letztes Jahr erstmals öffentlich in der Zentralschweiz in Erscheinung getreten ist, erreichen unsere Redaktion wiederholt Meldungen von Personen, die eine andere Geschichte erzählen. Insgesamt hat diese Zeitung im Verlauf der letzten Monate mit über einem Dutzend ehemaligen Geschäftspartnern, Mitarbeitern und externen Beratern von Marco Corvi gesprochen. Die meisten haben grosse Zweifel daran, dass hinter Benpac tatsächlich eine grosse Firmengruppe mit international über 3500 Angestellten steht. Selbst über die Landesgrenze hinaus sorgt Benpac für Frage-

zeichen. Die dänische Branchennachrichtenseite «Inkish» schrieb im August einen längeren Beitrag über die Nidwaldner Firma. Dort heisst es unter anderem, dass sogar Mitarbeiter Schwierigkeiten hätten, das zugrunde liegende Geschäft zu verstehen.

Quellen berichten gegenüber unserer Zeitung, dass in den übernommenen Firmen in Stans und Altdorf nur bestehende Aufträge der Vorgängerfirmen fertig abgewickelt werden, mehr aber nicht. Corvi widerspricht dem: «Zum einen kommen neue Kunden, zum anderen aber auch gruppeninterne Unternehmen als Neukunden dazu.» Gemäss ehemaligen Angestellten laufen dem «Firmenretter» aber wegen der Unsicherheiten die Angestellten davon. Wer jung und gut ausgebildet sei, verlasse das Unternehmen. Die Rede ist von mehreren Abgängen pro Monat in seinen Zentralschweizer Betrieben. Der Mitarbeiterbestand in Altdorf und Stans sei insgesamt 15 Prozent tiefer als zum Zeitpunkt der Betriebsübernahmen, sagt Marco Corvi dazu. Es hätten einerseits Mitarbeiter die Unternehmen von sich aus verlassen, andererseits «mussten wir uns auch von einzelnen trennen». Man habe aber auch «im Prozessmanagementbereich aufgerüstet, wie auch neue Tätigkeitsbereiche und Lehrplätze für neue Berufe geschaffen».



Marco Corvi bei einem Interview mit unserer Zeitung im Juni 2019 zur Übernahme des Müller-Martini-Standorts in Stans.

© Boris Bürgisser





Der Hauptsitz der Gallus-Gruppe in St. Gallen.

© Ralph Ribi

Seit zehn Tagen findet man nun einige konkrete Informationen zur Unternehmensgruppe auf der neuen Website der Holding: Angegeben wird ein Jahresumsatz von 750 Millionen Franken. Zum Vergleich: Das ist mehr Umsatz, als die Luzerner Traditionsunternehmen Calida, Hug AG und 4B zusammen erwirtschaften. Auch das Management ist nun aufgeführt, zwei von fünf Posten sind jedoch verwaist, darunter der wichtige des Finanzchefs. Erklären, wie sich der Umsatz auf die Firmen der Gruppe aufteilt, will Corvi nicht: «Als nicht börsenkotiertes Unternehmen veröffentlichen wir keine detaillierten Finanzzahlen.»

Derweil fragen sich ehemalige Geschäftspartner: Wenn die Höhe des Umsatzes stimmt, wieso bezahlt er dann unsere Rechnungen nicht? Die Zahlungsmoral ist ein wiederkehrendes Thema bei Gesprächen über den einstigen Elektromechaniker aus dem zürcherischen Dachsen – in Bezug auf seine früheren

wie auch seine heutigen Firmen. Zulieferer etwa seien schlecht auf ihn zu sprechen. Materialbestellungen seien deshalb oft nur noch per Vorauskasse akzeptiert worden. Nachdem er ihn freundlich auf das ausstehende Beratungshonorar aufmerksam gemacht habe, seien nur noch böse Briefe zurückgekommen, erinnert sich ein Ex-Politiker, der ihn vor nicht allzu langer Zeit beraten hat. Da später seine Betreuung nicht habe zugestellt werden können, hätte dies die Polizei übernehmen müssen. Der Fall gehe nun leider vor Gericht.

Vor Gericht hat Corvi auch wegen der Übernahme von Berghoff in Altdorf mit 71 Angestellten zu tun. Wie unsere Zeitung weiss, streitet er sich mit der Berghoff-Gruppe um die Bezahlung von Inventar. Wie mehrere Quellen berichten, hat er auch der Ruag lange Zeit keine Miete für die Fabrikräume bezahlt. Und auch mit Nord Leasing, dem grössten Maschinenfinanzierer im deutschsprachigen Raum, liegt er im Clinch.



Der einstige Berghoff-Standort in Altdorf.

© Florian Arnold

Corvi soll die Leasingverträge für die dortigen Maschinen übernommen haben, aber die Leasingrate nicht bezahlen. Die drei Unternehmen wollen keine Stellung nehmen. Kritik an der Zahlungsmoral seiner Firmen will Corvi nicht gelten lassen: «Diesen pauschalen Vorwurf weise ich in aller Form zurück. Wenn eine Rechnung nicht bezahlt wird, hat dies seinen Grund.» Zur Zahlung per Vorauskasse sagt er: «Mit ganz wenigen Lieferanten haben wir öfters qualitätsbedingte Differenzen, welche auch mal in einer Vorauskasse enden können.» Ehemalige Geschäftspartner und Berater bereuen es jedoch, keinen fundierten Background-Check gemacht zu haben. Einer von ihnen sagt: «Mich haben die Namen im Verwaltungsrat überzeugt, die Vermittlung durch eine bekannte und renommierte Investmentbank, sein eloquentes Auftreten, die strategisch grundsätzlich sinnvollen Argumente.» Ein Unternehmensberater sagt, dass er seit Juni 2019 auf das Honorar für den Verkauf eines Standortes im Ausland warte. Nach Übernahmen habe Corvi dann Consultingrechnungen an die übernommenen Firmen gestellt. Es sei Teil seiner Strategie, diese auszuhöhlen, heisst es. Denn diese seien ja oft nicht pleite gewesen,

sondern hätten noch eine Reputation und auch einen entsprechenden Kreditrahmen bei der Bank. Sie hätten aber nicht mehr zur Strategie der einstigen Eigentümer gepasst. Und sobald die Firmen ausgequetscht seien, gebe es dann wieder ein paar Konkurse, sagen die Informanten mit Verweis auf Corvis Vergangenheit in der Ostschweiz, wo er nachweislich mehrfach mit Firmen in Konkurs ging, letztmals 2015.

### Der grösste Deal ist noch nicht in trockenen Tüchern

«Den einzelnen Tochtergesellschaften werden die internen Anteile der Dienstleistungen verrechnet, die für alle Gruppengesellschaften zentral in der Schweiz erbracht werden», erklärt wiederum Marco Corvi. Bei Holdings kein unübliches Vorgehen. Zudem, so Corvi weiter, würde einmal im Jahr auch eine sogenannte Managementfee verrechnet. «Keines der Unternehmen wird ausgehöhlt, sondern profitiert von einer Vielzahl an Synergien, die aber auch abgerechnet werden.» Seine Vergangenheit in der Ostschweiz habe mit der aktuellen Tätigkeit und der Benpac-Gruppe nichts zu tun. «In diesem Geschäft wird zum Teil mit harten Bandagen gekämpft.

So hat damals ein Schlüsselkunde ausgewiesene Rechnungen nicht bezahlt und lapidar festgehalten, dass recht erhalten vielfach eine Frage der Länge des Atems sei. Ich habe viel daraus gelernt.»

Was danach begann, wäre eine Erfolgsgeschichte sondergleichen. Gemäss der neuen Firmenwebsite beschäftigt seine 2014 gegründete Benpac-Gruppe 3650 Angestellte. In einem Interview mit unserer Zeitung im Juni 2019 sprach Corvi noch von gruppenweit 320 Mitarbeitern. Corvi erklärt die Differenz heute damit, dass sich die Anzahl Mitarbeiter damals auf seine Betriebe in der Schweiz bezogen habe. Auf seiner neuen Website führt er Firmen in den USA, China, Japan, Kanada und Thailand als Teil der Gruppe auf – einzelne Mitarbeiterzahlen gibt er auf Nachfrage nicht bekannt. Auch durch die übernommene Fabrik in Thailand beispielsweise kann der Sprung nicht erklärt werden. Diese hatte gemäss gut informierten Quellen nicht einmal 200 Mitarbeiter. Und die Benpac-Firmen in Nordamerika existierten gemäss einer Privatdetektei, die im Auftrag eines Gläubigers recherchiert hat, grösstenteils nur als Briefkastenfirmen auf dem Papier. Marco Corvi sagt dazu: «Unsere Tochtergesellschaften in den USA sind operativ tätig, mit Ausnahme der Benpac Holding Inc. in New York», in welcher die Beteiligungen auf dem amerikanischen Kontinent zusammengefasst seien. Zwischen den Unternehmen bestehe ein Austausch von Dienstleistungen, Erfahrungen und Kompetenzen.

Um ein Unternehmen zu kontrollieren, gibt es einen Verwaltungsrat: Laut Corvi finden bei der Benpac Holding AG im üblichen Turnus Verwaltungsratssitzungen statt, «in welchen alle erforderlichen Informationen über das Unternehmen bekanntgegeben und diskutiert werden». Eric Sarasin, Spross der berühmten Basler Privatbankiersfamilie und bekannter Investor, war Verwaltungsrat der Benpac, schied aber im August 2019 wieder aus. Corvi habe ihm von ökologischen Verpackungslösungen erzählt, erinnert sich Sarasin. Das habe sein Interesse geweckt. «Ohne jemals Informationen über das Unternehmen zu bekommen, ist es jedoch schwierig, die Aufgabe als Verwaltungsrat wahrzunehmen.»

Nun steht Corvi vor seinem wohl grössten Deal, der ihn zurück in die Ostschweiz führen

soll: Mitte dieses Jahres wurde bekannt, dass Benpac von der deutschen Heidelberger Druckmaschinen AG alle Tochterunternehmen der St.Galler Gallus-Gruppe übernimmt und damit insgesamt 430 Mitarbeiter. 120 Millionen Euro beträgt der Verkaufspreis. Das Geschäft soll noch im Kalenderjahr 2020 wirksam werden.

### Beteiligung am FC Luzern stand zur Debatte

Benpac-Besitzer Marco Corvi wollte gemäss mehreren gut informierten Quellen Aktionär beim FC Luzern werden. Im Laufe des aktuellen Aktionärsstreits wurde auch nach neuen Aktionären gesucht. Interesse an einem Einstieg beim Traditionsverein habe auch Marco Corvi bekundet. Die Verantwortlichen beim FCL machten daraufhin allerdings einen Backgroundcheck und holten Referenzen ein. Das Ergebnis, wie Informanten bekräftigen, habe klar gegen eine Zusammenarbeit gesprochen. Zu unklar sei die finanzielle Situation gewesen. Marco Corvi selbst stellt den Sachverhalt so dar: «Ich wurde im April dieses Jahres seitens eines aktuellen Aktionärs angefragt, ob ich interessiert wäre, einen beträchtlichen Anteil der Aktien am FCL zu übernehmen», schreibt er in seiner Stellungnahme. «Wie ich viele Investmentanfragen prüfe, habe ich auch diese Anfrage geprüft und bin zum Schluss gekommen, dass dieses Investment für mich nicht in Frage kommt», so Corvi weiter. (cg)



Der

## Zürcher Journalistenpreis 2021

wird

**Katharina Bracher und Sacha Batthyany**

für ihren Artikel

**«Bin doch erst 13» - «Umso besser!»**

erschienen in der NZZ am Sonntag Magazin vom 22. November 2020

verliehen.

Zürich, 30. August 2021

Die Jury:

  
Stefan von Bergen

  
Hannes Britschgi

  
Lisa Feldmann

  
Nina Jecker

  
Christina Neuhaus

  
Hansi Voigt

# Preisträger



## Katharina Bracher

Katharina Bracher, geboren und aufgewachsen im Kanton Thurgau, studierte Politik- und Publizistikwissenschaften in Zürich und Hamburg und arbeitet seit 2010 in verschiedenen Positionen für die NZZ am Sonntag. Zuletzt wechselte sie 2018 vom Inland-Ressort zum Magazin. Sie lebt in Zürich.



## Sacha Batthyany

Sacha Batthyany ist in Zürich geboren und hat Soziologie und Geschichte studiert. Er arbeitete als Reporter für das Magazin des «Tages-Anzeigers» und verfolgte als USA-Korrespondent den Aufstieg Donald Trumps in den USA intensiver, als ihm lieb war. Sein Buch-Debut «Und was hat das mit dir zu tun» wurde in 20 Sprachen übersetzt und gewann mehrere Literaturpreise. Seit 2018 arbeitet er für die «NZZ am Sonntag», erst im Ressort Hintergrund, dann im Magazin.

# Laudatio

Laudatio für Katharina Bracher  
und Sacha Batthyany  
von *Hansi Voigt*

Was treibt Menschen dazu, sich Filme von Vergewaltigungen von Kindern anzuschauen? Was denken sie über ihr Tun?

Wer jagt Minderjährigen in Chatforen hinterher?

Wer sind die Menschen, die vom Schweizer Wohnzimmer aus via Zoom inzestuöse Kindervergewaltigungen auf den Philippinen dirigieren?

Weshalb gibt jedes dritte Kind in einer Umfrage an, bereits einmal digital sexuell belästigt worden zu sein, ohne, dass ein Aufschrei durch die Gesellschaft ging?

Weshalb wird eine wirksame Bundesbehörde abgeschafft, damit von Kanton zu Kanton wieder alles gutschweizerische verschieden wird vor allem wirkungslos wird?

Weshalb ahne ich das als Leser alles seit Jahren, habe mich aber jedes Mal von dem Thema abgewandt und wollte es lieber gar nicht so genau wissen?

Die Reise, auf die mich die Autoren mitnehmen, ist ein Marsch durch digitale Abgründe. Es ist ein dramaturgisches Meisterwerk, dem ich als Leser nicht entkommen kann. Es beginnt als Spaziergang durch mittelländische Wiesen mit einem fast trotteligen Schweizer Jedermann. Der erklärt, dass er von normalen Pornos gelangweilt war und irgendwann merkte, dass ihm Kinder pornos halfen, um den Stress im Beruf besser abzubauen.

Bevor mir Zeit bleibt, mich über die monströse Gleichgültigkeit dieser Aussagen zu empören, werde ich Teil der digitalen Anbahnungsversuche mit einem Mädchen, das ein notgeiler Manager wortreich zum Verschicken intimer Fotos und zu einem baldigen

Hier können Sie den Artikel  
als Podcast hören:





Treffen überreden will. Das Mädchen ist das Fakeprofil der Reporter. Es sagt: «Ich bin doch erst 13». Er antwortet: «Umso besser!» – Und schlägt Romanshorn am Bodensee als Treffpunkt vor.

So dramatisch der Spannungsbogen, so nüchtern und umfassend bleibt die Erzählung. Und die Autoren packen alles rein. Der Ekel gegenüber den Tätern weicht Fassungslosigkeit gegenüber den Schweizer Behörden. Die relativ erfolgreiche nationale Koordinationsstelle zur Bekämpfung der Internetkriminalität «KOBik» wurde finanziell ausgeblutet und ersetzt. Seit 2020 ist der Kampf gegen weltweite Kinderausbeutung wieder von Kanton zu Kanton verschieden. Die einzelnen Beamten, die sich dieser weltweiten Flut mit völlig unzureichenden Mitteln entgegenstemmen, haben etwas Heldenhaftes. Nicht alle überleben ihren Einsatz. Ein langjähriger Ermittler hinterliess eine Frau, erwachsene Kinder und schwerste Vorwürfe an die zuständige Bundespolizei.

Journalismus kann nur Missstände aufzeigen und dafür sorgen, dass Zusammenhänge begriffen werden. Er kann dafür sorgen, dass man als Leser, auch bei unbequemsten Themen, nicht mehr anders kann als dranzubleiben, und dass man dabei trotzdem ein nüchternes Gesamtbild vermittelt bekommt. Das gelingt Katharina Bracher und Sascha Batthyany im Artikel «Kinderpornografie: Im dunklen Reich der digitalen Triebtäter» auf bemerkenswerte Weise und mit grosser journalistischer Handwerkskunst. Und dafür gibts den Zürcher Journalistenpreis.

*Erschienen am 22. November 2020*

*Seit der Pandemie hat der Konsum von Kinderpornografie dramatisch zugenommen. Auch in der Schweiz. Die Täter sind nicht mehr nur Pädophile. Doch der Kampf gegen den Missbrauch von Kindern im Internet wird von den Behörden vernachlässigt. Ein Schweizer Polizist, der diese kritisierte, nahm sich im Sommer das Leben.*

Von Katharina Bracher und Sascha Batthyany

### I. Die Täter

Wie begrüsst man einen Menschen, der jahrelang Unmengen von Nacktbildern kleiner Kinder gesammelt hat und in einem Chat schrieb, davon zu träumen, einen Säugling zu penetrieren? Wünscht man ihm lächelnd einen guten Tag?

Bruno Kistler trägt einen grünen Anorak mit Klettverschlüssen und Schuhe mit guten Sohlen. Er heisst in Wirklichkeit anders, aber Männer seines Alters, 63, könnten durchaus so heissen. Kistler schlug vor, wandern zu gehen, trotz eisiger Novemberkälte. In der Natur, sagt er, da fühle er sich unbeobachtet, da könne er reden.

Wir hatten ausgemacht, dass er uns erzählt, wie alles begann, wie er sich mit Gleichgesinnten aus der ganzen Welt austauschte und wie er heute auf diese Zeit zurückblickt, in der er kinderpornografisches Material sammelte wie andere Fussballbilder von Panini. Tausende von Videos hat die Polizei bei Kistler sichergestellt und Chat-Protokolle, bei denen der Richter, die beim Prozess daraus vorlas, die Stimme wegbrach.

Psychologen unterscheiden jeweils zwischen der Tat, die jemand begangen hat, und dem Menschen. Die Tat darf nie verharmlost werden, doch den Menschen, den kann man versuchen zu verstehen, ohne sein Verhalten zu entschuldigen. Aber jetzt, da dieser Mensch vor uns steht, sind wir uns nicht mehr sicher, wie das gehen soll, einen wie Bruno Kistler zu verstehen. Einen Kinderschänder.

Nebelschwaden ziehen durch den Wald. Die ersten hundert Meter legen wir schweigend zurück, Small Talk über Pilze wäre fehl am Platz. Nach einer ersten Steigung beginnt

Kistler zu erzählen: kaufmännische Lehre, Hochzeit, das erste Kind, Ferien auf Ibiza – eine Schweizer Durchschnittsbiografie. Mitte fünfzig kommt ein unerwarteter Karrieresprung: Kistler übernimmt eine Schreinerei irgendwo im Berner Oberland, fünf Angestellte, volle Auftragsbücher. Doch auf ein paar gute Jahre folgen viele schlechte, Existenzsorgen multiplizieren sich mit Eheproblemen, da beginnt er abends, wenn die Familie schläft, im Internet «Druck abzulassen», so nennt er es. «Es hat mit Macht zu tun, so viel verstehe ich heute», sagt er und trinkt einen ersten Schluck Tee aus seiner Thermoskanne. Es fing mit harmloseren Videos auf legalen Seiten an, sagt er, dann wurden die Bilder immer expliziter, die Frauen immer jünger, bis er eines Tages in Kindergesichter blickte.

Kistler ist nicht pädophil, so steht es im Gutachten, das über ihn erstellt wurde. Tatsächlich sind nur die wenigsten Konsumenten von kinderpornografischem Material pädophil veranlagt, das zeigen Studien.

Weiterlaufen. Hinein in den dichten Herbstwald. Männer wie Kistler sind keine kranken Einzelfälle, sondern erschreckend normal, Schreiner, Lehrer, Nachbarn, Onkel, Grossväter. Das ist die vielleicht bitterste Erkenntnis: wie weit verbreitet der Konsum solcher Bilder ist und wie leicht man an das Zeug gelangt. Zwar gibt es fast kein Thema, das so einhellig verdammt wird wie die sexuelle Ausbeutung von Kindern, und doch genügen zwei, drei Klicks, und schon ertrinkt man in einem Bildermeer nackter Kindergartenmädchen, die zu aufreizenden Posen gezwungen werden. Allein das Wort Kinderpornografie zeigt auf, wie sehr wir als Gesellschaft das Problem bagatellisieren. Denn hinter jedem Bild steht eine Straftat, stehen Machtmissbrauch und Qual. Das Wort verschleiert, was eigentlich vor sich geht: Warum nennen wir etwas Pornografie, wenn es in Wahrheit Misshandlungen sind?

Fachleute haben davor gewarnt, dass der Lockdown Anfang des Jahres zu einer Zunahme des Konsums und der Herstellung solcher Abbildungen führen werde, weil Menschen wie Kistler, weil wir alle mehr Zeit vor den Computern verbringen würden.

Doch was dann geschah, hat sie alle überrascht.



## II. Die Pandemie

Als im Februar und März ein Land nach dem anderen den Lockdown verkündete und sich unser Leben auf die eigenen vier Wände beschränkte, da kursierten viele lustige Videos singender Menschen auf Balkonen; Bilder goldbraun gebackener Sauerteigbrote machten in Whatsapp-Gruppen die Runde, und wir alle lachten, als es hiess, dass Websites mit legaler Pornografie Rekordklickzahlen verkündeten.

Doch woran damals kaum jemand dachte, war, dass auch die Nachfrage nach illegalen Inhalten steigen würde. Heute zeigt sich: Die Zahlen überstiegen alle Befürchtungen. Es ist das vielleicht dunkelste Kapitel dieser Corona-Pandemie, weil es einer so entsetzlich banalen Gesetzmässigkeit folgt: je mehr Männer sich im Internet tummeln, desto mehr Kindesmissbräuche.

«In der Schweiz und der EU nimmt der sexuelle Missbrauch von Kindern im Internet extrem zu», sagt Regula Bernhard Hug, Geschäftsleiterin von Kinderschutz Schweiz. Die Meldungen über sexuell missbräuchliches Material, die von verschiedenen Online-Meldestellen gesammelt und an die Polizei weitergeleitet wurden, stiegen weltweit in sieben Jahren von rund einer Million auf 17 Millionen im Jahr 2017. Europa spielt dabei eine unrühmliche Vorreiterrolle, denn 90 Prozent der Websites, die Bilder von Kindesmissbräuchen anbieten, werden auf europäischen Servern vor allem in Ländern wie den Niederlanden und Irland gehostet. «Seit der Pandemie hat die Nachfrage noch einmal um 30 Prozent zugenommen», sagte EU-Innenkommissarin Ylva Johansson gestützt auf Zahlen von Europol im Juni dieses Jahres und sprach nicht etwa von vereinzelt Usern im tiefsten Darknet, sondern von Websites, die nur zwei Klicks von Betty Bossis Apfelkuchenrezepten entfernt sind. Auch in der Schweiz stiegen die Zahlen «zwischen März und Mai», heisst es beim Bundesamt für Polizei (Fedpol).

Man kann den Anstieg auch in einem fernen Land wie den Philippinen beobachten, wo viele dieser Videos gedreht und international verhökert werden. Schon vor der Pandemie galt das Land als Hotspot des organisierten Kindesmissbrauchs, schreibt die Menschen-

rechtsorganisation International Justice Mission. «Es gibt klare Indizien dafür, dass die Corona-Pandemie zu einer nie da gewesenen Zunahme an Missbräuchen philippinischer Kinder geführt hat.»

Europol bestätigt steigende Nutzerzahlen dieser sogenannten Live-Stream-Sessions, in denen Männer aus dem Westen aus gemütlichen Wohnzimmersesseln heraus sexuelle Handlungen mit Minderjährigen auf den Philippinen dirigieren. Es ist der digitale Albtraum, der hier wahr wird: Sie sitzen Tausende Kilometer von den Kindern entfernt und befehlen ihnen, sich nicht nur auszuziehen, sondern sich an den eigenen Geschwistern zu vergehen oder von Erwachsenen vergewaltigen zu lassen. Alles ist möglich, was sich ein Hirn an Phantasien zusammentackert, man muss nur bezahlen.

Wir sind alle versucht, das Udenkbare, das Grässliche und Tabuisierte in ferne Länder wie die Philippinen abzuschieben, weil wir es nicht aushalten, was vor unserer eigenen Haustüre passiert. Wir fokussieren auf abscheuliche pädokriminelle Missbrauchsnetzwerke, wie jüngst in Bergisch Gladbach, wo ein Vater sein 15-monatiges Kind über drei Jahre lang Hunderten zum Missbrauch anbot. Schaut mal diese Monster!, rufen wir und fordern härtere Strafen. Doch indem wir das tun und auf die spektakulären Fälle hinweisen, verdrängen wir, dass es auch so etwas wie den alltäglichen Missbrauch gibt, den stillen Normalfall, der sich täglich vor unseren eigenen Augen in den Zimmern unserer Kinder ereignet.

Schon vor der Pandemie gaben 34 Prozent der 13-jährigen Mädchen und 10 Prozent der Buben in der Schweiz an, im Internet von einer fremden Person mit unerwünschten sexuellen Absichten angesprochen worden zu sein. Während Corona wird auch diese Zahl hochgeschwungen sein, sagen Experten der Internet Watch Foundation (IWF), einer Organisation, die sexuellen Missbrauch im Internet bekämpft. Sie beobachteten während der ersten sechs Pandemienmonate einen «verstörenden Anstieg» an sogenanntem Cyber-Grooming. Minderjährige, oft Kinder im Alter von 11, die in Chats ihrer Lieblingsspiels von Fremden dazu überredet werden,

Nacktvideos von sich herzustellen und zu verschicken. 44 Prozent des missbräuchlichen Materials, das die Organisation IWF auf Websites fand und den Behörden meldete, wurden von Minderjährigen selbst hergestellt.

Noch immer gilt die Regel, Kindern einzubleuen, nicht zu Fremden ins Auto zu steigen. Aber die statistisch viel grössere Gefahr droht im Internet, gerade in Zeiten von Corona.

Das Ausmass, die Systematik und der Machtmissbrauch, mit dem Kinder zu intimsten Entblössungen gezwungen werden, erinnern an die vor drei Jahren entfachte MeToo-Bewegung, in der erwachsene Frauen weltweit auf sexuelle Belästigungen aufmerksam machten. Die Kinder aber, denen Ähnliches widerfährt, sei es online oder in der Realität, verstehen gar nicht, was ihnen passiert; es ehlt ihnen die Stimme, mit der sie sich wehren könnten, und die Lobby, die sich für sie einsetzt. Die Scham, sich an die Eltern zu wenden, ist zu gross, das Trauma jedoch begleitet sie ein Leben lang.

### III. Das Experiment

An einem Freitagabend Ende Oktober loggen wir uns in einen Chat ein, der damit wirbt, dass man hier «Spass hat» und «gemeinsam lachen» kann. Auf der Website sieht man Fotos fröhlicher Menschen in bunten Poloshirts, die vor ihren Handys sitzen und sich gegenseitig Ferientipps und Rezepte versenden. Wir geben uns als 13-jähriges Mädchen aus und nennen uns Lisa. Es ist keine Altersbegrenzung sichtbar, keine Warnung, ein Häkchen noch, dass wir die AGB gelesen haben, die sowieso niemand liest, und schon sind wir drin.

Unser Plan lautete, sieben Abende hintereinander im Chat zu verbringen und Statistik zu führen, was einem als 13-jährigem Mädchen so alles widerfährt. Wir wollten verstehen, wie und ob es überhaupt zu Kontaktaufnahmen kommt und was eine 13-jährige Lisa alles über sich ergehen lassen muss auf ihrer Suche nach Freunden im Internet.

Wir haben uns, sollten wir danach gefragt werden, eine kurze Biografie zu unserer Lisa ausgedacht, und falls jemand auf einem Foto beharrt, würden wir ein Bild eines Mädchens verschicken, das es in Realität nicht gibt, sondern von einem Computerprogramm erschaffen wurde. Wir würden uns

passiv verhalten, so nahmen wir uns vor, und niemanden blossstellen.

Wir gingen davon aus, dass wir in dieser einen Woche von vielleicht fünf oder sechs Männern angesprochen werden würden, die eindeutig sexuelle Anspielungen machen, trotz Lisas jungem Alter.

Was waren wir naiv.

Natürlich wussten wir, dass in anonymen Foren wenig Benimmregeln herrschen und es ruppiger zu und her geht als auf einem Ponyhof. Aber dass ein 13-jähriges Mädchen in einem Chat für Jugendliche wie ein Stück Ware behandelt wird, nein, das wussten wir nicht.

Es dauert an diesem ersten Abend keine 5 Minuten, da wird unsere Lisa von Männern – oder Menschen, die sich als Männer ausgeben – nur so erdrückt. Kein Anbandeln. Kein Kennenlernen. Vielleicht einmal ein: «Woher kommst du?» Oder ein: «Hallo sexy, besch us Luzärn?»

Vor allem aber wollen sie wissen, wie Lisa aussehe, was sie drunter trage, ob sie gerne Massagen habe, wie gross ihre Brüste seien, ob sie schon Sex gehabt habe und auf Urinspiele stehe. Auf Lisas Hinweis: «Aber ich bin doch erst 13!», folgt die Antwort: «Umso besser» – oft mit dem kaum zu ertragenden Zusatz: Hechel-Hechel.

Auch fallen Sätze wie: «Wollen wir uns mal im echten Leben sehen?»

Es ist schwierig, Statistik zu führen, das merken wir schon nach einem Abend. Es sind schlicht zu viele, die wie Krebse unter ihren Steinen hervorkriechen und sich im Schutz der Netzanonymität diesem 13-jährigen virtuellen Kind langsam nähern und es auf andere Plattformen locken, weil dieser Chat ungeeignet ist, um Videos und Bilder zu verschicken. Sie wollen mit Lisa ungestörter sein, wollen mit ihr skypen, wollen sie nackt sehen. Einer schreibt: «Ich würde dir für gewisse Dienste auch etwas bezahlen.»

\*Hechel-Hechel\*

\*Grins-Grins\*

## IV. Die Täter – Teil 2

Zurück in den Wald, zurück zu Bruno Kistler. Rast an einer Feuerstelle in der Nähe eines Weihers, der Boden ist übersät mit roten und gelben Blättern. Kistler hat an alles gedacht, Thermosflasche, Nüsse, Handschuhe, eine Zeitung, um sich auf die nasse Bank zu setzen. Er hat etwas Pedantisches, dieser Kistler.

Erst mit dem Stress im Beruf, sagt er, begann die Jagd nach Kindern im Internet. Er vernachlässigte seine Arbeit, weil er sich lieber in den Chats aufhielt, weil es die spannendere Welt war. Das Sammeln wurde zur Sucht, sagt er, und das Internet bot unendlich viel Stoff, bis die Berner Polizei, die von amerikanischen Behörden einen Tipp erhalten hatte, bei Kistler klingelte, morgens um fünf, Juni 2016, Hausdurchsuchung. «Was haben wir denn getan?», schrie Kistlers Frau.

«Niemand wusste, was ich da tat. Das war Teil des Kicks. Es war mein Geheimnis, etwas, was ich ganz für mich allein hatte», sagt Kistler rückblickend. Im Laufe der Zeit lernte er Gleichgesinnte kennen. «Das hat mich beruhigt», sagt Kistler, «weil ich merkte: Ich bin nicht allein.»

Erst beschnuppere man sich, erzählt Kistler über die Kontaktaufnahme zu anderen Männern mit ähnlichen Vorlieben, «man muss ja vorsichtig sein. Irgendwann tauscht man erste Bilder aus und Tipps, wie man vorgeht, um möglichst keine digitalen Spuren zu hinterlassen. In die meisten Netzwerke gelangst du nur, wenn du eigene Bilder mitbringst, am besten von Kindern aus der Umgebung. Es ist dein Eintrittsticket», sagt er. Doch das habe er nie getan. «Alles geschah online, nie in Realität. Ich schaue auch keinen Kindern auf der Strasse nach.» Er stehe nicht auf Minderjährige, sagt Kistler und steht jetzt auf, weil es ihm unangenehm ist. Er sucht Holz und will ein Feuer machen. «Aber ich kann doch nichts dafür, dass es diese Bilder gibt», sagt er noch. «Die gäbe es auch ohne mich!»

Ähnlich liegt der Fall eines ehemaligen Angestellten einer Schule in Jonen, Kanton Aargau. Nennen wir ihn Erich Bähler. An einem sonnigen Septembertag dieses Jahres sitzt er im holzgetäfelten Gerichtssaal Bremgarten. Bähler, 56, wird nicht nur der Besitz Tausender illegaler Videos und Bilder mit Minderjährigen und Tieren zur Last gelegt. Er hat darüber

hinaus Kameras in zwei Mädchengarderoben installiert, «unter den Umkleidebänken», um die Kinder heimlich zu filmen, wie es in der Anklageschrift heisst. «Ich weiss nicht, was für ein Teufel mich da geritten hat», sagt er leise und fügt hinzu: «Ich hatte ein Burnout. Nichts hat mir mehr Spass gemacht.»

Trotz den Kameras und den vielen illegalen Videos ist in Bählers Gutachten lediglich von einer «leichten pädophilen Neigung» die Rede. «Ich war neugierig», sagt er, deshalb habe er im Internet herumgesurft.

So wie Bruno Kistler spricht Bähler von einem «Sammelwahn», dem er verfallen sei. Schon 2004 wurde Bähler wegen Besitzes von Kinderpornografie bestraft, nur hat er das seinem späteren Arbeitgeber, der Schule, nie mitgeteilt.

Für seine Vergehen muss dieser Erich Bähler 18 Monate ins Gefängnis. Kistler, der Schreiner im grünen Anorak, wurde zu zwölf Monaten verurteilt, die allerdings zugunsten einer therapeutischen Behandlung aufgeschoben wurden. Abgesehen von ein paar Tagen in Untersuchungshaft, bisschen Busse und ein paar gekündigten Freundschaften hat Kistler keine Strafe erhalten, obwohl er in verschiedenen Chats detailgetreu beschrieb, wie er in Babys eindringen und sie später aufschlitzen werde.

Bei Bähler und Kistler handle es sich um «die kleinen Fälle», sagen Staatsanwälte und auf Cybercrime spezialisierte Polizisten, die lieber anonym bleiben. Man erwische nur «die technischen Trottel», sagen sie, die Kistlers und Bählers und ein paar andere digitale Anfänger, die nicht einmal wüssten, wie sie ihre IP-Adresse verschlüsseln können. «Von den wahren Tätern sind wir meilenweit entfernt», heisst es in Ermittlerkreisen.

Unsere Recherchen zeigen: Die Schweiz ist ein gutes Pflaster für Pädokriminelle, weil sie hier, anders als in anderen Ländern, mehr oder weniger unbehelligt ihr Unwesen treiben können. Im Jahr 2019 kam es zu 313 Verurteilungen in Zusammenhang mit Kinderpornografie, die Zahl stagniert, obwohl der Konsum und der Handel deutlich zunahm. Auch was das Strafmass angeht, ist die Schweiz im Vergleich zu Deutschland beinahe grosszügig. Kindesmissbrauch, ob online oder in Realität, wird von unserem Nachbarn Deutschland gleich behandelt, der

Strafrahmen ist höher, die Gesetze differenzierter und der Schweiz um Längen voraus.

Vor allem aber fehlt es hier an Strukturen und Ressourcen, es fehlt am politischen Willen und an der Einsicht, dass diese Dinge auch bei uns geschehen, nicht nur auf den fernen Philippinen. In manchen Kantonen darf man als Polizist nicht einmal verdeckt ermitteln, was im Bereich Cybercrime etwa so effektiv ist wie die Verfolgung flüchtiger Bankräuber auf einem Trottinett.

Denn als der Konsum kinderpornografischer Inhalte während des Lockdown hochschnellte, als die Täter auszunutzen versuchten, dass sich viel mehr Kinder im Netz aufhielten, da waren die Schweizer Behörden vor allem mit einem beschäftigt: mit sich selbst.

## V. Die Schweiz

Die meisten Ermittler, die mit verdeckter Identität in Chats und in Online-Tauschbörsen nach pädokriminellen Tätern suchen, kennen folgende Geschichte: Ein alter Mann beobachtet ein Mädchen, das am Strand Dinge aufhebt und ins Wasser wirft. Als er sich ihr nähert, erkennt er, dass es von den Wogen angespülte Seesterne sind, die sie vor dem Vertrocknen bewahren will. «Das ist doch nutzlos», weist der Alte das Kind zurecht, «das Meer spült mehr Seesterne an, als du je retten kannst.» Da gibt das Mädchen zur Antwort: «Aber für diesen einen Seestern ändert sich alles.»

Diese Parabel gilt als Leitmotto einer verschworenen Gruppe spezialisierter Polizisten und Staatsanwältinnen, die sich in der Schweiz tagtäglich mit den Abgründen der männlichen Sexualität befassen. Es sind engagierte Fachleute, deren schmächtiige Ressourcen in keinem Verhältnis zur Flut an Pädokriminalität stehen. Doch ihre psychisch belastende Arbeit, die Sichtung all dieser Bilder und Chats und die Infiltrierung in pädokriminelle Netzwerke wird seit Jahren durch einen energiezehrenden Machtkampf zwischen Bund und Kantonen unnötig erschwert.

Vor nicht allzu langer Zeit, da konnte die Schweiz mit Ländern wie Deutschland, England oder den Niederlanden mithalten, die gezielt in Personal, Wissen und neueste Technologien investierten, um pädosexuell motivierten Straftätern im Internet das Handwerk zu legen. Sie hatte ihre Kräfte ab 2003



beim Bund zentralisiert, denn auf Kantons-ebene sah man sich damals weder fachlich noch technologisch in der Lage, der rasant fortschreitenden Digitalisierung und Internationalisierung in diesem Bereich auch nur annähernd gerecht zu werden.

Internetkriminalität hält sich nicht an Grenzen, warum also die Ermittlungen an Kantonsgrenzen binden, sagte man sich und gründete die Koordinationsstelle für die Bekämpfung der Internetkriminalität (Kobik), die im Bundesamt für Polizei (Fedpol) angesiedelt ist und sich um illegale Online-Pornografie, aber auch Erpressung und Betrug kümmern sollte.

«Mit Kobik hatte die Schweiz ein starkes Instrument, das eine Schlüsselfunktion einnahm und hochspezialisierte Ermittler hervorbrachte», sagt ein langjähriger Mitarbeiter.

Warum sich die Schweizer Kantone trotzdem dazu entschlossen haben, Kobik per Ende 2020 aufzulösen, in einem Zeitraum, in dem der Konsum stieg, und die Strafverfolgung im Bereich Cybercrime wieder an sich zu nehmen, darum soll es im Folgenden gehen – aber nicht nur. Denn der lange Streit um Kompetenzen und Zuständigkeiten endete diesen Sommer auch in einer persönlichen Tragödie, die alle Betroffenen in den Beamtenbüros von Bern fassungslos zurückliess.

Als vor ein paar Jahren klar wurde, dass die Kantone die Ermittlung und Strafverfolgung im Bereich Internetkriminalität wieder an sich nehmen würden, strich man der nationalen Koordinationsstelle Kobik finanzielle Ressourcen. Die Idee war, dass die einzelnen kantonalen Polizeikorps Schritt für Schritt die Arbeit von Kobik übernehmen und auch verdeckt nach pädosexuell motivierten Straftätern im Internet fahnden würden. Doch davon sei man weit entfernt. Dieses Ziel sei nie erreicht worden, sagen mehrere ehemalige Mitarbeiter unabhängig voneinander. Manche Korps seien schlicht zu klein, heisst es, in anderen fehle es am technischen Können. In der Innerschweiz greife die Polizei auf private Ermittler zurück, in beiden Appenzell ist es gesetzlich verboten, verdeckt zu ermitteln. Selbst grössere, personell höher dotierte Polizeikorps schafften es kaum, die Flut an Meldungen aus dem Ausland zu bewältigen, geschweige denn auf Verbrecherjagd in Foren und Tauschbörsen zu gehen, das

bestätigt ein halbes Dutzend Quellen, mit denen wir gesprochen haben.

In einer Analyse des Bundesamtes für Polizei mit dem Titel «Pädosexuelle Kriminalität im virtuellen Raum» aus dem Jahr 2019, die der «NZZ am Sonntag» vorliegt, wird schwere Kritik an der eigenen Arbeit laut. In den Kantonen geniesse die Ermittlung in der Online-Pädokriminalität wenig Priorität, heisst es. In 18 Kantonen würden nur gerade 15 Stellenprozent für den Kampf gegen Kinderpornografie aufgewendet, steht da.

Zum Vergleich: Bei der Zürcher Stadtpolizei gibt es eine Person, die nichts anders tut, als sich von morgens bis abends fünf Tage die Woche um gestohlene oder verlorene Fahrräder zu kümmern.

Einzelne Polizeikorps würden über «keine Spezialeinheit verfügen», steht im internen Dokument, und hätten mehrere Jahre keinerlei proaktive Ermittlungen im Bereich Online-Pädokriminalität geführt. Andere Polizeikorps gaben zu Protokoll, dass sie aufgrund «lokaler Prioritätensetzung» über Jahre sämtliche pädokriminelle Internetfälle zurückstellen mussten und sich bei der Bearbeitung von Anzeigen in einem kaum mehr aufzuholenden Rückstand befänden.

«Bei jeder meiner Mitarbeiterinnen liegen ein paar Verdachtsfälle von Kinderpornografie zuunterst im Körbchen», sagt ein Leiter einer kantonalen Fachgruppe für Sexualdelikte, der anonym bleiben will. Das habe damit zu tun, dass die sogenannten «Hands-on-Delikte», also Sexualdelikte, bei denen die Täter handgreiflich werden – Vergewaltigung, Menschenhandel –, in der Schweiz rechtlich schwerer wiegen als Kinderpornografie. Entsprechend werde bei stark begrenzten Ressourcen der Schwerpunkt auf «Hands-on-Delikte» gelegt.

Die Schweizer Strafverfolgung von Konsumenten, Anbietern oder Produzenten von Online-Kinderpornografie war noch nie so geschwächt wie heute. Zu diesem Schluss führten uns Gespräche mit Ermittlern, Polizeikommandanten, Staatsanwälten und Experten von Nichtregierungsorganisationen. Das bestätigt selbst der interne Bericht des Bundesamtes für Polizei: Zahlen und Fakten aus der einschlägigen Polizeiarbeit kontrastierten mit der «Schwere und Verbreitung dieser besonders verwerflichen Form der Schwerestrafkriminalität, welche die Schwächsten der Gesellschaft nachhaltig schädigt.»

Und weiter: «Das Phänomen der pädosexuellen Kriminalität wird nicht von allen beteiligten Stellen in seiner ganzen Tragweite erkannt.»

Für diesen Text haben wir über Wochen versucht, die verantwortlichen Stellen bei der Polizei mit der Kritik zu konfrontieren. Doch die Reaktionen kamen nur spärlich oder mit Verweis auf einen Wechsel im Führungspersonal. Ermittlungsdefizite stritten die Adressaten ab und fügten an: Klar könne man immer mehr machen.

Kurz vor Redaktionsschluss wurde doch noch eine Stellungnahme verschickt, Absender war die Konferenz der Kantonalen Polizeidirektoren der Schweiz. Im Bereich Online-Pädokriminalität sei es in den letzten Jahren zu einem Ausbau in den Polizeikorps gekommen, heisst es. «Heute gibt es in der ganzen Schweiz knapp 18 Vollzeitstellen, welche sich mit verdachtsunabhängigen Ermittlungen und dabei schwergewichtig auch mit Pädokriminalität beschäftigen.»

Zudem ist die Rede von einer besseren Koordination der Kantone und einer «Bündelung der Ressourcen» innerhalb der Cyberkriminalität. Eine späte Reaktion auf ein seit Jahren vernachlässigtes und verdrängtes Problem.

## VI. Der Suizid

Die Kritik an der Untätigkeit der Behörden ist nicht neu.

Albert Weibel (Name geändert) kämpfte über zwei Dekaden seines Lebens gegen Verbrecher. Ab Mitte der 1990er Jahre arbeitete er für die Bundespolizei und leitete zuletzt die Cybercrime-Einheit. Weibel galt als fähiger, integrierender Polizist, der sich der Sache verpflichtet fühlte. Er war einer, heisst es, der machtpolitische Rängeleien in der Polizeibehörde offen kritisierte. Das passte nicht allen in den Kram.

Vor allem aber hatte er sich dem Kampf gegen Kinderpornografie im Internet verschrieben und konnte es nicht fassen, mitanzusehen zu müssen, wie immer mehr Mittel in die Terrorabwehr gesteckt wurden und die verdachtsunabhängige Ermittlung von Pädokriminalität auszutrocknen drohte. Während für die Terrorbekämpfung und die organisierte Kriminalität laufend Stellen geschaffen wurden, heisst es, habe man der Bekämpfung der Pädokriminalität den Hahn zugedreht.

«Weibel konnte Missstände nicht stehenlassen. Was das angeht, war er ein richtiger Polizist», erklärt einer seiner Mitarbeiter. Er habe sich an den Amtsweg gehalten und versucht, seine Vorgesetzten auf den Missstand aufmerksam zu machen. Doch die reagierten nicht.

«Irgendwann kam er zur Einsicht, dass er seinen Auftrag nicht mehr wahrnehmen konnte», sagt Weibels Mitarbeiter. Mitte 2018 kündigte er, nachdem er intern zurückgestuft worden war, und informierte alle Fedpol-Mitarbeiter über seine Gründe: Wie frustrierend es sei, dass in dieser Behörde Eigeninteressen über denen des Allgemeinwohls stehen, schrieb Weibel. Verfahren würden verschleppt, weshalb Produzenten und Konsumenten von Kinderpornografie frei herumliefen. Dem Thema werde zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und das wolle er, Weibel, nicht länger hinnehmen.

Wenige Stunden später stand vor Weibels Haus ein Sonderkommando, darunter einige seiner ehemaligen Arbeitskollegen. Sie drangen in sein Haus ein und beschlagnahmten seine Waffen. Später folgte eine Anzeige des Fedpol wegen Amtsgeheimnisverletzung. Auch die Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) wurde informiert, angeblich weil Weibel eine Gefahr für sich und andere sei. «Sie haben ihn als potenziellen Amokläufer qualifiziert, als lebensmüde.» Doch Weibel sei nie depressiv gewesen und schon gar nicht gewalttätig, sagt ein langjähriger Freund. Er habe ein glückliches Familienleben geführt, sagt er.

Ein anderer sagt: Er habe sich vielleicht zu sehr engagiert und keine Grenzen mehr gekannt.

Weibel, obwohl hochqualifiziert und auch bei ausländischen Polizeibehörden als Fachmann bekannt, konnte nach seinem Abgang beruflich nicht mehr Fuss fassen. «Sie haben ihn vernichtet, mental, aber auch wirtschaftlich», sagt der Freund und meint die Fedpol-Führung. «Sie haben seine Reputation zerstört.»

Das Bundesamt für Polizei widerspricht diesen Ansichten und entgegnet, Weibel habe eine «persönliche Abrechnung» öffentlich ausgetragen, auf die sie adäquat reagiert hätten.

Weibel versuchte zuletzt, sich als Coach selbständig zu machen und Menschen zu helfen, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden. Für sich selbst sah er wohl keinen Ausweg mehr. Im Sommer dieses Jahres wählte

Weibel den Suizid. Er war 55 Jahre alt, hinterlässt eine Frau und zwei erwachsene Kinder. Sein Tod schockierte seine Freunde und ehemaligen Mitarbeiter. «Er sah sich als Kämpfer für das Gute und ist daran gescheitert», sagen sie und hoffen: Weibels Tod soll nicht vergebens sein.

## VII. Das Experiment – Teil 2

Wieder derselbe Chat, wieder als Lisa, 13, ein Durchschnittsmädchen vom Bodensee, das gern zu Taylor Swift tanzt und sich mit seiner kleinen Schwester streitet. Wir loggen uns an diesem Samstag am Vormittag ein, vielleicht ist das Publikum morgens weniger grob?

Doch die Gespräche verlaufen noch heftiger. Lisa wird im Minutentakt von Männern virtuell begripscht, obwohl wir darauf hinweisen, wir seien erst 13. Einer, der sich «Masseur» nennt, beschreibt ungefragt, was er am liebsten mit uns anstellte; ein anderer will Fotos unserer Füsse, und dann ist da noch «Manager59», der Lisa seine E-Mail-Adresse mit vollem Namen schickt. Er stamme aus dem Allgäu, schreibt Rudi Brandl (Name geändert), «mit meinem BMW würde ich es in 90 Minuten zu dir an den Bodensee schaffen», schreibt er: «Hast du schon Brüste?»

Von Brandl werden wir ab diesem Zeitpunkt Dutzende von Nachrichten erhalten. Er wird versuchen, Lisas Vertrauen zu gewinnen; wird einmal nett und grossväterlich sein, ein andermal Nacktfotos fordern. Er tut das, was man Grooming nennt, in der Schweiz nicht verboten, es sei denn, die Eltern des Kindes reichen Anzeige wegen sexueller Belästigung ein.

Nach drei Tagen schreibt dieser Rudi Brandl: «Ich würde gerne an dir riechen. Wie gross bist du denn?» Nach vier Tagen schreibt er: «Ich würde dich am Sonntag gerne treffen... küsschen» – worauf wir als Lisa antworten: «Vielleicht?»

Brandl: «»

Tage später setzen wir uns ins Auto nach Rorschach. Er hat sich nicht strafbar gemacht, dieser Brandl, schliesslich sind wir ja auch kein 13-jähriges Mädchen. Aber er glaubt, Lisa zu treffen und sie auf eine heisse Schokolade einzuladen, sie vielleicht zu Bildern zu drängen oder sonstigen Handlungen. Wir wollen Brandl nur eine Frage stellen: Warum tust du das?

## VIII. Die Politik

Tun wir alles, um unsere Kinder zu schützen? Immer wieder haben Politiker ihren Regierungen diese Frage gestellt – auf kantonaler sowie auf nationaler Ebene. Einen Eindruck davon gibt die Geschäftsdatenbank des eidgenössischen Parlaments. Seit Anfang der nuller Jahre fordern Volksvertreter die Erhöhung des Strafmasses für Delikte im Zusammenhang mit Pädokriminalität im Internet. Einige Vorstösse, wie das Verbot, harte Pornografie zu besitzen, wurden realisiert. Andere scheiterten.

Etwa die Motion «zum Schutz von Kindern vor der rasant steigenden Gewalt im Internet» aus dem Jahr 2019. Sie wurde vom Bundesrat zur Ablehnung beantragt.

Früh wurde die Forderung laut, dass Internetprovider für den Inhalt, der auf ihren Servern gespeichert ist, zur Verantwortung gezogen werden können. Der Bundesrat antwortete ausweichend, stellte Massnahmen in Aussicht, drückte sich aber um eine klare Aussage. Nach zwei Jahren der Untätigkeit wurde der Vorstoss abgeschrieben.

Einer der letzten Versuche, die Online-Pädokriminalität auf die politische Agenda zu bringen, stammt von Ende 2019. Die heutige Verteidigungsministerin und damalige Nationalrätin Viola Amherd forderte, Cyber-Grooming endlich unter Strafe zu stellen. Auch dieses Anliegen liegt in den Schubladen der Parlamentsdienste.

«Die Schweiz muss endlich aufwachen», sagt Regula Bernhard Hug, Geschäftsführerin von Kinderschutz Schweiz. In ihren Augen versagen die Strafverfolgungsbehörden und ihre politischen Verantwortlichen bei der Aufgabe, Kinder im Internet ausreichend vor sexuellem Missbrauch zu schützen. Mit Blick auf die EU, die kürzlich eine gemeinsame europäische Strategie zur Bekämpfung von sexuellem Missbrauch von Kindern im Internet für die nächsten fünf Jahre vorgelegt habe, sagt sie: «In der Schweiz laufen die Entwicklungen in die Gegenrichtung. In Deutschland etwa haben Fahnder neuerdings noch mehr gesetzliche Grundlagen, um verdeckt zu ermitteln. Bei uns jedoch haben viele Kantone wenig Erfahrung und zu wenige Ressourcen in diesem Bereich.» Die Auflösung der nationalen Koordinationsstelle Kobik sei ein grosser Fehler gewesen. «Der Bund

braucht eine schlagkräftig ausgestattete Bundespolizei, die international stark vernetzt ist.»

Warum, fragt sich Bernhard Hug, wird sexueller Missbrauch von Kindern im Internet weniger schwer bestraft als realer Kindesmissbrauch? «Hinter jedem kinderpornografischen Bild steht ein sexuell ausgebeutetes Kind, eine fürs Leben gezeichnete Seele.» Doch die Strafe, die man dafür maximal erhalte, sei vergleichbar mit der für hohe Sachbeschädigung, sagt Bernhard Hug.

Anders als in den meisten anderen Ländern führe die Schweiz keine private Hotline für Meldungen von kinderpornografischen Inhalten, sagt Bernhard Hug. Das Meldeformular der Bundespolizei hält sie für ungenügend. «Die Hemmschwelle, den Strafverfolgungsbehörden so einen Fund zu melden, ist hoch. Man will nicht mit kinderpornografischen Inhalten in Zusammenhang gebracht werden.» Eine private Meldestelle könnte wesentlich zur Aufklärung pädokrimer Aktivitäten im Internet beitragen.

Es scheint, sagt Bernhard Hug, als hätten auch die Politiker in Bern den Ernst der Lage noch nicht erkannt. «Es ist bereits fünf nach zwölf, die Politik muss handeln.»

## IX. Das Ausland

Ein Industriegebiet in der niederländischen Stadt Roosendaal nahe der belgischen Grenze. Zwischen Lagerhallen und Logistikunternehmen hat die Firma Nforce ihren Sitz in einem Backsteinbau mit kleinen Fenstern, Gewenten 6.

Wer in der Schweiz nach kinderpornografischem Material im Internet jagt, wie Kistler oder Bähler, der landet mit grosser Wahrscheinlichkeit früher oder später bei Inhalten, die auf niederländischen Servern liegen; zum Beispiel auf jenen der IT-Firma Nforce, die sich trotz Mahnung der niederländischen Behörden weigert, alle ihre Server-Inhalte systematisch zu scannen und entsprechende Inhalte zu löschen. Der niederländische Justizminister, Ferdinand Grapperhaus, der den Ruf seines Landes als Hort der Kinderpornografie loswerden möchte, ist an der Erarbeitung eines Gesetzes, das Firmen wie Nforce mit Sanktionen belegen will, falls sie illegale Inhalte nicht innerhalb von 24 Stunden vernichten.

«Natürlich ist es richtig, das Internet zu reinigen, aber den Kampf gegen den sexuellen



Missbrauch von Kindern gewinnen wir damit nicht», sagt Arda Gerkens von der Sozialistischen Partei und Leiterin einer Kinderschutzorganisation. Sie steht in ihrer Küche in Haarlem und macht Kaffee, als sie von einem Anruf unterbrochen wird. Eine Mutter erzählt, ihre minderjährige Tochter werde von ihrem Turnlehrer um Nacktbilder erpresst. Für Gerkens sind solche Gespräche Alltag.

Zusammen mit dem Justizministerium haben Gerkens und ihre Mitarbeiter einen sogenannten «Hash Check Service» entwickelt – eine Software, die es ermöglicht, Internetserver nach kinderpornografischem Material abzusuchen. Eine Methode, die zwar Erfolge zeigt, weil man immer etwas findet, aber gleichzeitig ineffizient ist, weil die Täter «ihr pädosexuelles Material einfach in die Ukraine oder in ein anderes Land verschieben».

Wichtiger sei, so Gerkens, sich als Gesellschaft zu überlegen, was man gegen die steigende Nachfrage tun könne. «Wir müssen etwas gegen die Männer tun, die Sex mit Minderjährigen für normal halten. Es sind oft solche, die zu viel legale Pornos schauen und irgendwann die sexuellen Reize erhöhen und bei illegalen Inhalten landen.»

Die Niederlande sind nicht das einzige Land, das die steigende Nachfrage nach Kinderpornografie bekämpfen will; in den USA werden verdächtige Inhalte schon seit längerem im grossen Stil gefiltert; in England setzen sich Menschen wie Isabelle von der Internet Watch Foundation jeden Tag dafür ein, kinderpornografisches Material zu melden.

«Jeden Morgen, wenn ich um 8 Uhr den Computer starte, arbeite ich alle Meldungen nach kinderpornografischen Inhalten ab, die bei uns eingingen.» 15258 waren es im September, sagt sie, so viele wie nie. «Wenn ich mit den Meldungen durch bin, mache ich mich aktiv auf die Suche nach strafbarem Material, das ich den Polizeibehörden weiterleite», so beschreibt Isabelle, 32, die nicht mit Nachnamen genannt werden will, ihren Arbeitsalltag.

Acht Stunden pro Tag, fünfmal die Woche sichtet sie Websites, Foren und Chats und begegnet sexuellen Abgründen, für die es kaum Worte gibt. «Ich wollte ursprünglich Schauspielerin werden, jobbte in einem Callcenter, als ich die Annonce las. Tja, das war vor sieben Jahren.»

Einmal im Monat gehe ihr Team zu Psychologen, mit denen sie sich besprechen. «Hätte ich selbst Kinder, würde mich dieser Job sicher mehr belasten», sagt sie. Auch könne sie abends im Pub kaum einmal über ihre Arbeit berichten, weil das meiste zu grausam sei. «Dafür kann ich behaupten, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Und vielleicht helfe ich auch dem einen oder anderen Kind.»

Es ist die Seesternparabel, die wir auch von Schweizer Ermittlern hörten, die Isabelle antreibt.

## X. Die Täter – Teil 3

Es ist spät geworden, als wir aus dem Wald kommen. Bruno Kistler sagt zwar immer wieder, wie sehr er sich schäme, wenn er von seinen Taten spreche, aber so nah scheint ihm das alles nicht zu gehen. Einmal sagt er, er habe «Scheisse gebaut»; ein andermal sagt er: «Asche auf mein Haupt, aber ich will jetzt vorwärtsblicken.» Kistler weigert sich, die Schwere seiner Tat anzuerkennen, obwohl er den Missbrauch und die Folter von Kindern mit seinem Verhalten förderte.

Er wusste zwar, dass er zu weit gegangen war und besser hätte aufhören sollen; aber überlegt, wie es den Kindern auf den Bildern und in den Videos geht, habe er sich nie. Auch nachdem man ihn anschreit, weil man aufgrund seiner Uneinsichtigkeit die Fassung verliert, sagt er nur: «Ich verstehe mein damaliges Verhalten selbst nicht.»

Im Gutachten, das über ihn erstellt wurde, steht: «Die Gefahr eines Rückfalls sei mittel- bis langfristig gegeben. Er muss den Beweis antreten, dass es nie mehr passieren wird.» Aber wie verhindert einer, der einmal süchtig war nach diesen Bildern, nicht erneut in diese Welt abzurutschen, die nur zwei, drei Klicks von ihm entfernt ist?

Kistler behauptet, er halte sich so wenig wie möglich im Internet auf und meide auch legale Pornografie, um ja nicht in Versuchung zu kommen. Er ist wie ein ehemaliger Alkoholiker, der selbst um Schwarzwäldertorten einen Bogen macht.

«Die Gesellschaft verschliesst die Augen vor der Tatsache, wie verbreitet mein damaliges Verhalten ist», das sei Teil des Problems, sagt Kistler. Weil Männer wie er derart verteufelt und tabuisiert werden, würden sie sich niemandem anvertrauen und Hilfe holen, sagt er

noch, steigt in sein Auto und fährt heim zu Frau und Kindern.

## XI. Das Experiment – Teil 3

Pünktlich um 12 stehen wir am Hafen von Rorschach und warten auf Rudi Brandl, der Lisa mehrere Nachrichten schrieb und sie bat, sich «etwas Süßes» anzuziehen für dieses Treffen. Er sei «ganz aufgeregt», schrieb er am Abend zuvor und wählte einen Kussmund als Betreff in der E-Mail.

Jogger drehen ein paar Runden, der See ist vor dichtem Nebel kaum zu sehen. Wie sieht so einer wie Rudi Brandl aus? Ist es sein erstes Treffen mit einem Kind, oder hat er Übung darin? Beobachtet er die Umgebung, bevor er auf seine Opfer zugeht?

Rudi Brandl taucht nicht auf. Zumindest gibt er sich nicht zu erkennen. Möglich, dass er Einreiseprobleme hatte an der Grenze wegen der Situation mit Corona. Möglich auch, dass er gar nie erwogen hat, in die Schweiz zu kommen – wieso aber hat er dann Lisa am Abend zuvor noch geschrieben?

Wahrscheinlicher ist, dass er uns aus der Ferne sah; dass er merkte, dass es sich nicht um ein 13-jähriges Mädchen handelt, worauf er vielleicht zornig, vielleicht voller Scham in seinen BMW stieg und nach Hause fuhr, seinen Computer aufstartete, sich in den Chat einloggte und auf die Jagd nach einer neuen Lisa machte.

Der

## Newcomer-Preis 2021

wird

**Samuel Tanner**

für seinen Artikel

**«Glaube und Macht»**

erschienen in der NZZ am Sonntag Magazin am 13. September 2020

verliehen.

Zürich, 30. August 2021

Die Jury:

  
Stefan von Bergen

  
Hannes Britschgi

  
Lisa Feldmann

  
Nina Jecker

  
Christina Neuhaus

  
Hansi Voigt

# Preisträger



## Samuel Tanner

Samuel Tanner kam im Jahr 1991 in Marbach SG zur Welt. Kaufmännische Lehre bei einer Regionalbank im St. Galler Rheintal, dann Einstieg in den Journalismus. Zuerst als Reporter bei «Der Rheintaler» in Berneck, dann bei der «Basler Zeitung», seit 2017 bei der «NZZ am Sonntag». Ausbildungen am Medienbildungszentrum MAZ in Luzern und am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel. Ausgezeichnet mit dem Swiss Press Award und als Sportjournalist des Jahres. Lebt und arbeitet in Zürich.

# Laudatio

Laudatio für Samuel Tanner  
von *Stefan von Bergen*

So einfach ist das: Man steigt zu einem Parteipräsidenten ins Auto, fährt mit ihm durchs Hinterland nach Bundesbern, spricht mit ihm über seine kriselnde Partei, schreibt über all das einen Text und gewinnt damit den Newcomer-Preis. Aber so einfach ist es natürlich nicht.

Wäre es ein Film, würde man Samuel Tanners Text als Roadmovie bezeichnen. Aber sein Text ist ein Fahrtenprotokoll der besonderen Art. Denn der Journalist und Gerhard Pfister, der Präsident jener Partei, die sich neuerdings «Die Mitte» nennt, sind eigentlich rückwärts unterwegs. Tanner beschreibt eine Rückfahrt in die politische Vergangenheit der Schweiz, als es noch ein katholisch-konservatives Milieu gab, das zuverlässig CVP wählte.

Es ist eine Abschiedstour von der alten CVP, durch deren einstige Stammlande in der luzernischen Provinz. Tanner spricht von einem «katholischen Reenactment» - einer Wiederaufführung einer verschwindenden Parallelwelt. Den Mann am Steuer nennt er eine «Endzeitfigur», «verankert in einer Schweiz, die es nicht mehr gibt». Immer wieder findet er so schön paradoxe Sprachbilder für das schwindende Fundament der Partei.

Die Routenwahl stammt übrigens von Gerhard Pfister selbst: Wer das Problem der CVP begreifen wolle, müsse von Luzern durch das Entlebuch und das Emmental nach Bern fahren. Tanner befolgte diesen Rat, statt sich eine abgedrehte Dramaturgie auszudenken, die viele Klicks generiert hätte. Die Etappen des gemächlichen Roadtrips verwebt er mit Abstechern in Pfisters

Gedankenwelt und historischen Exkursen. Man erfährt so im Wortsinn die politische Schweiz.

En passant ist der Text auch ein tolles Gerhard-Pfister-Porträt. Tanner beschreibt dessen Häutung vom forschen Konservativen zum Umkremler der Partei, die ihr traditionsbeladenes C fallen lässt. Zum Taktiker, der die Schrumpfung der durch die Eingliederung der kleinen BDP ein paar Überlebensjahre lang aufhält. Tanner nennt Pfister überdies einen begabten Rhetoriker, der seiner Mitte-Partei ein neues Image verpasse: als Retterin der Schweiz vor der politischen Polarisierung. Wobei eher umgekehrt die Partei gerettet wird – nämlich durch ihre Rolle als Zünglein an der Waage zwischen links und rechts.

Samuel Tanner hat ein wunderbares Parteiporträt über die CVP geschrieben. Aber sein schonungsloser Schluss lässt sich auch auf andere kriselnde Traditionsparteien übertragen. Parteipräsident Pfister, schreibt Tanner, sei trotz neuem Parteiimage kein Reformier, sondern bleibe ein Bewahrer. Einer, dem es letztlich um den Machterhalt im Bundeshaus gehe.

Hier können Sie den Artikel  
als Podcast hören:





# Glaube und Macht

Erschienen am 13. September 2020

*Ob sie katholisch sind oder nicht, spielt für immer weniger Schweizer eine Rolle, auch in der Politik. Der Präsident der CVP will seine Partei daher umbenennen in eine Partei ohne C im Namen. Abschiedstour durch das Stammland der katholischen Wählerschaft.*

Von Samuel Tanner

Gerhard Pfister ist tief verankert in einer Schweiz, die es nicht mehr gibt. Aufgewachsen auf dem Zuger Ägeriberg, besuchte er als Kind die Klosterschule in Disentis, um schliesslich an der Universität in Freiburg Literatur und Philosophie zu studieren. An diesem Ort wurde der katholische Nachwuchs darauf vorbereitet, das Leben seiner Vorfahren in der gleichen Selbstverständlichkeit weiterzuleben: in der Studentenverbindung, an Zotenabenden, mit ausschweifenden Trinktouren in der Unterstadt, die «Grosser Rosenkranz» hiessen.

Freiburg war eine Welt für sich, wie sie es auch Appenzell-Innerrhoden, das Wallis und vor allem die Innerschweiz waren: Seelenlandschaften der katholischen Schweiz.

Nach seiner Promotion arbeitete Gerhard Pfister als Lehrer im Institut Dr. Pfister, der Privatschule, die sein Grossvater Dr. Wilhelm Pfister am Anfang des zwanzigsten

Jahrhunderts in Oberägeri gegründet hatte. Das Institut lag laut Selbstbeschreibung «in eine ruhige, voralpine Landschaft gebettet» – und lange auch in eine katholische Selbstverständlichkeit. Es gab eine eigene Philosophie und eine eigene Turnhalle, um sich dem «Neigungssport» hinzugeben. Am Ägerisee stand ein institutseigenes Bootshaus. Gerhard Pfister übernahm die Schule schliesslich als Vertreter der dritten Generation, seine Philosophiestunden waren sehr beliebt. Aber im Jahr 2012 sah er sich gezwungen, das Institut Dr. Pfister zu schliessen.

Er ging in die Politik, selbstverständlich für die Christlichdemokratische Volkspartei, wie schon sein Vater und sein Grossvater. Er wurde Kantonsrat in Zug und Nationalrat in Bern. Im Jahr 2016 wählte die CVP ihn zu ihrem Präsidenten. Er übernahm eine Partei, die seit Jahrzehnten nur noch verlor – so stetig, aber langsam, dass sich ihre Mitglieder gut daran gewöhnten. Im Zenit ihrer Kraft erreichte die Partei bei den Wahlen 23,4 Prozent, geblieben ist weniger als die Hälfte. Als die CVP bei den Wahlen im vergangenen Herbst nicht so viel verlor wie üblich, galt das als Erfolg.

Gerhard Pfister, 57, ist eine Endzeitfigur. Sein Milieu ist verschwunden, aber er ist noch da. Es bleibt die Partei seiner Familie, seiner Schweiz. Als Präsident war er angetreten, das C – und damit das Katholische und das

Konservative – wieder zu stärken. Pfister ist ein Mann der Traditionen. Er trägt bis heute Hemden mit aufgestickten Initialen und breit geschnittene Anzughosen. In seinem Auto läuft «Vintage Radio». Bei ihm muss das Neue immer zuerst beweisen, dass es besser ist als das Alte.

Nun ist ausgerechnet dieser Mann, einer der letzten Katholiken der Schweizer Politik, zum Schluss gekommen, dass sich die CVP in einer neuen Mittepartei auflösen müsse, um eine Zukunft zu haben. Aus einer Fusion mit der kleinen BDP soll unter dem Namen «Die Mitte» eine starke Mittepartei erwachsen – und eine weit über hundertjährige Geschichte zu Ende gehen. Das C im Namen würde geopfert.

Verrät Gerhard Pfister das Erbe der katholischen Schweiz, um seine Partei zu retten?

Er selber sagt, wer das Problem der CVP begreifen wolle, müsse nur einmal von Luzern her durch das Entlebuch und das Emmental nach Bern fahren. Ich habe ihn dabei begleitet. Es ist eine Reise in die Mitte der Schweiz geworden – und über die bedeutendste Grenze des Landes hinaus. Ein katholisches Reenactment.

## I. Gisikon (LU): Das Rückzugsgefecht

An einem Freitagmorgen im August treffen wir uns in Zug. Hier hat Gerhard Pfister sein Büro, gelegen zwischen einer Ferrari-Garage und einer Kirche. Es ist ein strahlender Tag. Wir nehmen die Autobahn und fahren in die Vergangenheit.

In Gisikon im Kanton Luzern, wo Pfister mit seinem Alfa Romeo jetzt auf den Parkplatz des Restaurants Tell einbiegt, fand das vielleicht entscheidende Gefecht des Sonderbundskrieges statt. Am 23. November 1847 standen sich hier an der Reuss zwei Truppen gegenüber, die für zwei verschiedene Schweizen kämpften. Auf der einen Seite die katholischen Kantone, die einen Sonderbund gegründet hatten, um sich gegen die reformierte Mehrheit auf der anderen Seite zu verteidigen. Die konservative Minderheit wehrte sich gegen die Unterjochung durch die liberale Mehrheit.

Die Truppen des Sonderbundes mussten in dem Gefecht von Gisikon kapitulieren – tags darauf beschlossen auch die anderen Inner-schweizer Kantone, sich nicht mehr zu wehren.

«Wie üblich eilten wir in die Sakristei, schlüpfen in die Messgewänder, schritten zum Altar, der Onkel warf sein Haupt in den Nacken, stemmte den Kelch in die Höhe, liess die Orgel erschallen, sang dazu, jubelte, dann begab er sich in sein Büro, wo er, erste Zigaretten paffend, das Frühstück des gesunden Menschenverstandes verschlang, die «Ostschweiz».»

Thomas Hürlimann, «Fräulein Stark», über katholisches Leben in der Schweiz

Der Krieg dauerte nicht ganz einen Monat, ungefähr hundert Soldaten fielen.

Gerhard Pfister geht der Strasse entlang zu der Brücke, die heute nur noch die Kantonsstrasse mit der Autobahn verbindet, die früher aber eine bedeutende Zollstelle war. Laut einer Sage soll hier ein Gespenst gewohnt haben. Die Brücke ist derzeit eingerüstet, das Restaurant Tell scheint die beste Zeit hinter sich zu haben – und auf einem Hinkelstein, bei dem Pfister ein Gedenken vermutet, ist das Schild aus der Verankerung gerissen.

Pfister sagt: «Immerhin heisst das Restaurant noch Tell.»

Nicht einmal an diesem Ort wird an den letzten Krieg erinnert, den es in der Schweiz gab. Dennoch prägt er die kollektive Geschichte des Landes bis heute.

Die Liberalen gewannen den Sonderbundskrieg zwar, und sie waren es auch, die ein Jahr später die heutige Schweiz gründeten – aber sie liessen die konservativen Verlierer leben. Gerhard Pfister sieht darin nicht nur als Katholik eine «unglaubliche Weisheit», wie sie Kriegsgewinner in der Geschichte nicht oft gezeigt hätten.

Die Katholiken sollten versöhnt werden mit dem liberalen Bundesstaat, der nun entstand. Das wurde die historische Aufgabe für die Partei, die in ihrer Geschichte schon Katholische Volkspartei oder Konservativ-Christlichsoziale Volkspartei – und schliesslich Christlichdemokratische Volkspartei hiess. Der Schriftsteller Thomas Hürlimann, der Sohn des früheren katholischen Bundesrats Hans Hürlimann, fasst das Verdienst im Rückblick so zusammen: «Die CVP hat dafür gesorgt, dass auch ein Katholik bei der Artillerie Offizier werden darf.»

Am Sonntagmittag die CVP zu wählen, war in katholischen Familien eine Tradition, die so gehegt wurde wie der Kirchgang am Sonntagmorgen. Die CVP war die alternative Partei der katholischen Selbstbehauptung. Die CVP brauchte keine Ideen, weil sie ein Milieu hatte.

Die Katholiken schafften sich in der neuen Schweiz eine Parallelwelt, in die sie sich zurückziehen konnten: mit eigenen Zeitungen («Ostschweiz»), mit eigenen Hilfsorganisationen (Caritas), eigenen Versicherungen (CSS), eigenen Vereinen (KTV) – mit einer eigenen Liturgie des Lebens.

Und sie pflegten die Unterschiede zu den Reformierten auch im Ungepflegten. In einem Interview sagte Thomas Hürlimann einmal: «Bei uns zu Hause bügelte Frau Luthiger die Wäsche. Zu meiner Mutter sagte sie, sie gehe ungern zu Katholiken, weil diese nur einmal in der Woche baden würden. Da hatte sie nicht ganz unrecht. (...) Heute duschen ja alle. Wir haben unsere Gerüche verloren.»

Die CVP hatte immer einen klaren Geruch. Und das wurde spätestens dann zum Problem, als die Säkularisierung der Schweiz vorschritt. Die Geschichte der Partei war nun nicht mehr belastbar, sondern belastend.

## II. Ruswil (LU): Die erfüllte Mission

Im Restaurant Rössli in Ruswil wartet schon Pirmin Meier auf uns – er ist so erfreut über das Treffen, dass er Gerhard Pfister zur Begrüssung die Hand entgegenstreckt. Pfister zuckt zurück und bedient sich beim Desinfektionsmittelspender.

Pirmin Meier, 73, ist Autor von Büchern über Bruder Klaus und über Paracelsus, er war einmal Delegierter der CVP Luzern, und er sei «nun mal eine Gymnasiallehrerlegende alter Schule», wie er mir in einer seiner vielen E-Mails schreibt. Meier ist ein Assoziations- und ein Ausuferungskünstler.

Gerhard Pfister hatte mir auf der Hinfahrt erzählt, dass er von Meier neulich eine lange und wütende E-Mail-Suada erhalten habe, in der dieser sich darüber aufgeregt habe, dass Pfister das C aufzugeben bereit sei.

Das «Rössli» ist ein historisches Haus. Hier unterschrieben im Jahr 1840 gut dreihundert Katholisch-Konservative die sogenannte Ruswiler Erklärung, ein Manifest gegen die zunehmende Liberalisierung im Kanton. Der Ruswiler Verein, der daraus entstand, war der Ursprung der heutigen CVP. Immer am dritten Mittwoch im April traf sich jahrelang der Ruswiler Verein im «Rössli». Irgendwann kamen so viele Leute, dass die Sitzungen draussen stattfinden mussten.

An diesem Freitagmorgen ist der Saal leer. Wir sitzen zwischen alten Uniformen und alten Bildern. Pirmin Meier wirbelt durch die Räume. Wenn die Geschichte der CVP alle so elektrisieren würde wie ihn, dann gäbe es keine Probleme. Gerhard Pfister überlegt sich nur deshalb, das C aufzugeben, weil er keinen anderen Weg mehr sieht, um

die Partei zurück zum Erfolg zu führen. Pfister schaut sich kurz um im «Rössli», das auch ein Museum seiner eigenen Partei ist, dann sagt er: «Der historische Auftrag der CVP ist erfüllt, die Katholiken sind mit dem Bundesstaat versöhnt. Und in der Verfassung ist der Föderalismus festgeschrieben, auf den die katholische Minderheit verständlicherweise gedrängt hat, weil sie sich der reformierten Mehrheit gegenüber abgrenzen und absichern wollte.»

Dann könnten Sie die Partei auflösen, sage ich. «Das wäre eine Möglichkeit, aber ich bin Präsident, nicht Konkursverwalter. Ich sehe eine neue Aufgabe für meine Partei: Wir wollen die polarisierte Schweiz in der Mitte versöhnen. Dafür wollen wir uns öffnen.»

Pirmin Meier lehnt sich über den Tisch, wenn er spricht. Es geht jetzt um die Verteidigung des C, des alten Erbes der Partei. Er holt Anlauf und ruft: «Jetzt möchte ich die Katze aus dem Sack lassen! Solange wir das C haben, haben wir noch ein schlechtes Gewissen. Solange wir das C haben, wissen wir, dass unsere Politik nicht gut genug ist. Und solange wir das C haben, müssen sich unsere Politiker noch schämen. Sie müssen verstehen, das C ist eine Aufforderung, nicht nur zeitgemäss zu sein.»

Gerhard Pfister zieht sich umso mehr zurück auf seiner Sitzbank, je raumgreifender die Gesten von Pirmin Meier werden.

Meier fährt weiter: «Wir müssen auch Niederlagen einstecken. Dadurch schärft sich unser Profil!»

Pfister lächelt müde: «Wir haben jetzt vierzig Jahre lang Niederlagen eingefahren.»

Meier ruft: «Nein, nicht bei den Wahlen, sondern in der Sache! Die CVP betont immer, dass sie so viele Abstimmungen gewinne. Darum geht es doch nicht!»

Pirmin Meier fürchtet, dass die CVP mit dem C ihren Sinn verliert. Er sagt, das C sei ein kultureller Heimatbahnhof – man dürfe Kultur und Identität nicht einfach der SVP überlassen. «Das wäre verheerend», sagt Meier.



Gerhard Pfister

© Marvin Zilm/13 Photo

### III. Entlebuch (LU): Die Zweifel vor der Grenze

Als wir wieder im Auto sitzen, sagt Pfister über Meier: «Er lebt noch in einer Welt, in der das katholische Milieu seine Bedeutung hat. Er verkörpert diejenigen unter uns, die sich wegen der Öffnung vor einem Bedeutungsverlust fürchten.»

Pfister kennt die Bedenken, sie kommen aus seinen stärksten Kantonalparteien. Franziska Biner, die junge und hoffnungsvolle Präsidentin der Oberwalliser CVP, hat mir am Telefon erzählt, dass alle ihre Ortsparteipräsidenten auf dem C bestünden. Sonst drohten viele mit dem Austritt aus der Partei. «Die kritischen Stimmen werden noch zunehmen», sagte Biner.

Der Fluch der CVP ist der gesellschaftliche Fortschritt. Sie war immer die Kleinzellenpartei in der grossen Zelle Schweiz. Sie hielt die Familie hoch, die Kirche, den Kanton – und nicht den Bundesstaat. Die CVP war die Partei der Familiendynastien und der Lokalhelden, Jules Binder im Aargau, Raymond Broger in Appenzell-Innerrhoden – zwei Männer mit so viel Ämtern und Macht, dass sie diesen Artikel sprengten. Aber jetzt verstädert das Land, es wird zentralistischer, und es ist schon so weit säkularisiert, dass viele Katholisch-Konservative einem reformierten Pfarrerssohn hinterherrennen, wie Gerhard Pfister gerne sagt: Christoph Blocher von der SVP.

Pfister sieht deshalb zwei Möglichkeiten für die CVP: Die Sonderbundsstrategie, der geordnete Rückzug in die alten Kerngebiete, die aber immer kleiner werden. Es wäre ein Rückzugsgefecht. Oder die Öffnung, der Angriff in der ganzen Schweiz.

Die Frage ist, wie viel man aufgibt, wenn man sich öffnet.

Gerhard Pfister sieht inzwischen nur noch Vorteile in einer Öffnung. Im Frühling hat er angekündigt, er strebe eine Fusion mit der BDP an, einer Partei, die vor zwölf Jahren als Abspaltung der SVP entstanden ist. Die BDP ist eine Partei von Reformierten, fast nur in Kantonen präsent, in denen es die CVP aus historischen Gründen nie war, «eine ideale territoriale und inhaltliche Ergänzung», wie Pfister sagt.

In den reformierten Kantonen Bern und Zürich etwa, die zusammen sechzig von zweihundert Sitzen im Parlament ausmachen,



war die CVP bisher fast inexistent. Mit der BDP wäre sie stärker. Wobei die BDP eine Partei im Elend ist, seit sie Eveline Widmer-Schlumpf verloren hat, die gleichzeitig Bundesrätin und Gründungsgrund der Partei war. Die Partei verliert Mitglieder und Wähler, eine Fusion mit der CVP wäre ihre letzte Rettung. Eine Fusion unter Verlierern?

Gerhard Pfister argumentierte am Anfang seiner Präsidentenzeit inhaltlich, dann strategisch, inzwischen taktisch. Er sagt: «Ich sehe ein riesiges Potenzial. Wir könnten etwa endlich Wahlkampf machen in Bern, alleine das! Eine gute Strategie soll nie auf das fokussieren, was ist, sondern darauf, was sein könnte.»

Pfister sieht eine Fusion zudem auch als Revitalisierungskur für seine eigene Partei. Fiele das C weg, müsste die CVP noch mehr eine Ideen- statt eine Milieupartei werden.

## Samuel Tanner hörte während der Recherchen von einer Freundin, die in Freiburg studiert hat, dass die Trinktouren nicht mehr «Grosser Rosenkranz», sondern «Crazy Monday» heissen. Kaum etwas scheint ihm bezeichnender für den Stand der Dinge.

Früher hatte die Partei entweder keine Macht und keine Chancen (in den reformierten Kantonen), oder sie hatte die Macht (in den katholischen Kantonen). Stark war die CVP vor allem dann, wenn sie gar nicht erklären musste, wieso man sie wählen sollte. «Wir mussten die Macht nicht erringen, wir mussten sie nur verteilen», sagt Gerhard Pfister. «Aber heute brauchen wir Ideen. Sonst werden wir nicht überleben.»

Je weiter wir fahren, je länger er spricht, je mehr die Bedenken von Pirmin Meier verblassen, desto plausibler wirkt es, die katholische Herkunft aufzugeben. Ich bin mir nicht einmal bei Pfister sicher, ob er wirklich an die katholische Religion glaubt oder nicht eher an die katholische Kultur. Es gibt

heute mehr Katholiken in der Schweiz als Reformierte, aber niemand interessiert das mehr. Pfister sagt, er glaube, aber er habe auch Philosophie studiert. «Da wird versucht, einem den Glauben auszutreiben.» Niemand glaubt heute noch widerspruchslos.

An den Autofenstern zieht Wolhusen vorbei, dann kommen Entlebuch und Escholzmatt, dann wartet die Grenze. Der Graben zwischen dem Entlebuch und dem Emmental ist beinahe unsichtbar. Die Kirchen werden kleiner, die Bauernhöfe grösser, es sind fast Paläste. Aber sonst verändert sich mit der Grenze nur der Wähleranteil der CVP: Im Kanton Luzern ist sie mit 25,5 Prozent die grösste Partei, im Kanton Bern mit 1,9 Prozent eine der kleinsten.

Gerhard Pfister trägt eine Sonnenbrille von Ray Ban, er konzentriert sich jetzt auf den Verkehr und schweigt.

Vor unserer Reise habe ich einen Text von ihm gelesen, den er im «Tages-Anzeiger»

veröffentlicht hatte. In diesem Jahr ist eine Biografie über Philipp Etter erschienen, den langjährigsten Bundesrat der CVP. Gerhard Pfister rezensierte das Buch, aber eigentlich schrieb er eher über sich selbst: «Etter war bereit, sein persönliches Glaubensbekenntnis zurückzustellen, eventuell auch seine tiefste und innerste politische Überzeugung, um seiner Partei eine Zukunft zu ermöglichen.»

Sie meinen nicht Etter, sondern sich selbst, sage ich zu Pfister. «Natürlich», sagt er und grinst.

Pfister hat das Problem jedes begabten Rhetorikers: Er kann mit Wörtern auch passend machen, was nicht zusammenpasst. Er wirkt zwar nicht, als würde er zweifeln, wenn er über

die Aufgabe des C spricht. Und dennoch glaube ich, dass er es tut. Er zieht die Ahnen der CVP heran und rechtfertigt sich vor ihnen. Wenn man durch Pfisters Brille auf die Parteigeschichte schaut, gibt es plötzlich nur noch Öffner, Integrierer, Versöhner.

Pfister sagt: «Es ist natürlich eine grössere Übung für meine Partei. Auf unseren Schultern lastet viel Geschichte. Aber es kann nicht weitergehen wie bisher.»

### IV. Trubschachen (BE): Das fehlende Bedauern

Kurz vor dem Mittag hat Gerhard Pfister die Grenze überschritten, er fährt durch Trubschachen, Kanton Bern, und stellt den Blinker. Wir haben auf dem Blapbach zum Mittagessen abgemacht, in einem Aussichtsrrestaurant mit grossen Portionen. Hinauf führt eine verschlungene Strasse, einen anderen Weg gibt es nicht. Im Auto vor uns sitzen Ruedi Lustenberger und Jürg Rothenbühler, zwei Männer, die sich aus dem Schreinerverband kennen. Lustenberger war einmal Nationalrat für die CVP, Rothenbühler ist der Präsident der BDP Oberes Emmental, zusammen sind sie eine ökumenische Fahrgemeinschaft.

Die Gartenbeiz ist gut besetzt, es sieht hier ein bisschen aus wie beim «Donnschtig-Jass». Als Lustenberger ankommt, gibt es ein grosses Hallo. «Nirgends kannst du hin, ohne dass sie dich kennen», sagt er und freut sich.

Lustenberger, 70, war einmal Nationalratspräsident. Im Alter hat er in seinem Dorf Romoos noch das Amt des Gemeindevorstandes angenommen. Er ist ein Staatsbürger, wie es sie früher mehr gab: ein Handwerker, der sich bestens auskennt in der Geschichte seines Landes. Lustenberger hat sich eingehend mit Josef Zemp beschäftigt, dem ersten Bundesrat der CVP, an dessen Denkmal er immer vorbeikam, wenn er als Jugendlicher in den Lehrbetrieb fuhr. Er geht noch in die Kirche, seine Frau singt im Chor. Ein Entlebucher Leben.

Rothenbühler, 48, führt eine Schreinerei in Rüderswil und wirkt so gutgelaunt wie engagiert: Zur geplanten Fusion erzählt er, der Ruedi und er seien neulich von einer Sitzung des Schreinerverbands in Zürich nach Hause gefahren, «und als wir schon wieder in unserem Gebiet waren, sagten wir zueinander: «Wenn's nach uns gegangen wäre, hätten wir das schon vor Jahren gemacht.»

Die Einigkeit geht über das Menu hinaus. Alle bestellen den Siedfleischsalat mit Pommes frites. Die Männer finden, dass eine Fusion jetzt das Beste für alle sei, man stehe sich inhaltlich derart nahe – und müsse nur hier über die Hügel schauen. Alles liege so nahe beisammen. Ruedi Lustenberger sagt: «Drei von unseren fünf Schwiegerkindern sind protestantisch, und die sind mindestens so gut wie die anderen. er Chef überobe ist der gleiche.»

Ein Bedauern über den Abschied von der katholischen Schweiz scheint es an diesem Tisch nicht zu geben. Gerhard Pfister sagt: «Die Welt wird nicht schlechter, sie wird anders. Konservativ sein heisst nicht nostalgisch sein. Als Präsident habe ich Wahlen im Jahr 2023, nicht im Jahr 1970.»

Mich überrascht dieser nüchterne Blick auf die Welt: Mit der CVP verlören die Katholiken in der Schweiz ihre politische Heimat, aber selbst katholische Konservative wie Lustenberger und Pfister scheinen sich damit abzufinden. Vielleicht muss man sie verstehen, wenn man ihre Geschichte kennt: Die Katholiken waren in der Schweiz in der Minderheit, sie haben das 19. Jahrhundert nur gut überstanden, weil sie sich versöhnt haben, angepasst – bis hin zur Selbstaufgabe.

So gesehen wäre eine Fusion mit der BDP ein logischer Schritt.

## V. Bern: Das Ziel ist die Macht

Als Gerhard Pfister das Restaurant Blapbach verlässt und die Reise weitergehen soll, ist die Strasse gesperrt. Ein Bauer

treibt seine Kühe auf die Weide. Gewisse Dinge verändern sich nie. Wir fahren nach Bern – die Bauernhöfe werden wieder kleiner, die Landschaft beruhigt und ebnet sich, die Schweiz verstädtert –, und ich frage Pfister, ob es ihm bei der Aufgabe des C und der Fusion mit der BDP eigentlich nur darum gehe: um die Machtverhältnisse im Bundeshaus. «Ja, Entschuldigung», sagt er, «aber es geht in der Politik immer um Macht. Sie müssen Macht und Karrieren versprechen können. Erfolg bringt Erfolg. Wenn Sie den Bundesratssitz verlieren, ist es wie bei einem Gletscher: Kippt er erst einmal, geht es schnell.»

Als ich mich an einem anderen Tag im August mit dem Historiker Urs Altermatt treffe, um die gegenwärtigen Ereignisse in die

Geschichte einzuordnen, bestätigt er vieles, was Pfister sagt. Altermatt ist so etwas wie der Professor der katholischen Schweiz, er beschäftigt sich seit fünfzig Jahren mit dem Thema und hat das Buch geschrieben: «Das historische Dilemma der CVP: Zwischen katholischem Milieu und bürgerlicher Mittepartei». Er sagt: «Die CVP war früher Teil eines Milieus, das sich ab 1970 aufgelöst hat. Es kam damals viel zusammen: das Zweite Vatikanische Konzil der katholischen Kirche löste eine Erneuerung aus. Nach 1968 veränderten kulturelle Revolutionen das Gesicht der Schweiz, dazu kamen die Umweltschutzbewegung, die Frauenbewegung.»

Altermatt zeichnet ein Panorama der Schweiz, die sich immer stärker modernisiert hat. Milieus verschwinden, während er spricht, die Gesellschaft segmentiert sich. Die alten Parteien verlieren zunehmend ihre traditionelle Wählerschaft: die CVP die Katholiken, die SP die Arbeiter, die FDP den Geldfilz. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass sich 1971 die BGB, die Partei der Bauern und der Gewerbler, zur ersten modernen Partei des Landes erneuert: Die neue SVP definiert sich nicht mehr über ein Milieu, sondern über Themen.

Urs Altermatt sagt: «Christoph Blocher war zur richtigen Zeit da, und er bediente den traditionellen Geist der Sonderbunds-kantone, indem er den alten Kampf auf die Gegenwart anwendete: Was früher Sonderbund gegen Bundesstaat hiess, hiess nun Sonderfall gegen EU.»

Auf der Fahrt nach Bern erzählt mir Gerhard Pfister, alle Parteien würden mit Narrativen arbeiten: die Schweiz wahlweise als Geisel der EU, der Bürokratie, der Reichen. Nur die CVP habe jahrzehntelang gesagt: «Die Schweiz ist ziemlich perfekt.» Pfisters Ziel ist es, auch der CVP ein Narrativ zu geben: Die Schweiz wird bedroht von der Polarisierung. Um das zu verhindern, müsse man CVP wählen.

Gerhard Pfister ist bereit, alles für den Erfolg zu machen. Und er wird darin von Urs Altermatt bestätigt, der sagt: «Wie jede andere Partei hält die CVP die Macht am Leben.»

Pfister glaubt, er würde das katholische Erbe nur dann verraten, wenn er es jetzt unbedingt konservieren wollte. Er ist bereit, das C aufzugeben. «Wir müssen die Partei verändern,

um ihr einen Platz im 21. Jahrhundert zu sichern.»

Am Anfang dieser Reise dachte ich, Gerhard Pfister werde vom konservativen Katholiken zu einem Reformier – an ihrem Ende denke ich das Gegenteil. Pfister wird, indem er seine Aufgabe nicht mehr primär über seine tiefste politische Überzeugung, sondern über den Erfolg der Partei definiert, zu einem klassischen Mann der CVP.

In Bern parkiert Pfister beim Hotel Bellevue, der besten Adresse in der Stadt. Wir gehen die paar Schritte zum Bundeshaus. Die katholische Schweiz ist weit weg, aber die Macht nah. Gerhard Pfister ist angekommen.







# Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981

Hugo Büttler, Peter Frey, Urs P. Gasche

---

1982

Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler

---

1983

Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

---

1984

Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna-Christina Gabathuler

---

1985

Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel

---

1986

Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez, Klaus Vieli, Benedikt Loderer

---

1987

Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born

---

1988

Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart

---

1989

Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe, Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

---

1990

Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller, Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

---

1991

Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad

---

1992

Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser (Swissair-Preis)

---

1993

Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissair-Preis)

---

1994

Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissair-Preis), Giorgio von Arb (Swissair-Preis)

---

1995

Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissair-Preis)

---

1996

Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) (Swissair-Preis), Daniel Schwartz (Bild) (Swissairpreis)

---

1997

Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissair-Preis)

---

1998

Fredi Lerch, Christoph Keller, Christoph Neidhart, Alfred Schlienger, Peter Haffner (Swissair-Preis)

---

1999

Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann, Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber, Werner Lüdi (Swissair-Preis)

---

2000

Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná, Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes (Swissair-Preis)

---

2001

Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner, Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber, Oswald Iten (Swissair-Preis)

---

2002

Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag / Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann

---

2003

Margrit Sprecher (Gesamtwerk),  
Daniel Germann (Alltag / Kleine Form),  
Michael Marti, Bernhard Odehnal,  
Cornelia Kazis, René Staubli

---

2004

NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk),  
Daniele Muscionico (Alltag / Kleine Form),  
Bruno Vanoni, Andreas Schürer,  
Markus Schneider, Jean-Martin Büttner

---

2005

Manfred Papst (Alltag / Kleine Form),  
Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski,  
Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi

---

2006

Peter Baumgartner (Gesamtwerk),  
René Brunner (Alltag / Kleine Form),  
Peer Teuwsen, Karin Wenger,  
Christoph Scheuring, Hansi Voigt,  
Ursula Gabathuler

---

2007

Karl Lüönd (Gesamtwerk),  
Charlotte Jacquemart, Daniel Hug,  
Bruno Ziauddin, Christian Schmidt,  
Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi

---

2008

Rainer Stadler (Gesamtwerk),  
Constantin Seibt (Zeitung), Anja Jardine (Zeit-  
schrift), Daniel Ryser (Nachwuchs)

---

2009

Bernard Imhasly (Gesamtwerk),  
Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung),  
Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier  
(Nachwuchs)

---

2010

Balz Bruppacher (Gesamtwerk),  
Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeit-  
schrift), Christian Kündig und Lukas Messmer  
(Nachwuchs)

---

2011

Michael Meier (Gesamtwerk),  
Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung),  
Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift),  
Maurice Thiriet (Nachwuchs)

---

2012

Gion Mathias Cavelty (Zeitung),  
Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer  
(Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)

---

2013

Köbi Gantenbein (Gesamtwerk),  
Rico Czerwinski, Iwan Städler, Susi Stühlinger

---

2014

Frank A. Meyer (Gesamtwerk), Simone Rau,  
Mark Dittli, Alex Baur

---

2015

Arnold Hottinger (Gesamtwerk), Andrea Jeska,  
Christian Brönnimann, Manuel Bühlmann,  
Oliver Wietlisbach

---

2016

Felix E. Müller (Gesamtwerk), Paula Scheidt,  
Markus Häfliger, Thomas Preusse, Daniel Puntas  
Bernet, Federico Franchini, Hannes Grassegger

---

2017

Rita Flubacher (Gesamtwerk),  
Anja Jardine, Claudia Senn, Daniel Ryser

---

2018

Peter Studer (Gesamtwerk),  
Barbara Klingbacher, Christian Keller,  
Oliver Zihlmann, Catherine Boss,  
Christian Brönnimann, Alexandre Haederli,  
Julie Jeannet, Marie Parvex, Mario Stäuble,  
Hannes von Wyl, William Stern (Newcomer)

---

2019

Klara Obermüller (Gesamtwerk),  
Fabian Eberhard, Reto Schneider, Claudia Rey,  
Kevin Brühlmann (Newcomer)

---

2020

Carole Koch, Boas Ruh, Thomas Schlittler,  
Christian Zeier, Daniel Faulhaber (Newcomer)

---







# Dank für Unterstützung und Spenden

## Trägerschaft



## Sponsoren

Folgende Firmen und Organisationen  
(gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben  
die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder  
in verdankenswerter Weise ermöglicht:



JTI  
Goldsponsor

## Spender

Google

Graubündner Kantonalbank

SIX

UBS

Somedia

Credit Suisse

Bank Vontobel

Hirzel.Neef.Schmid.Konsulenten

F. Hoffmann-La Roche

Novartis International AG

Verband SCHWEIZER MEDIEN

WOZ Die Wochenzeitung

Zürcher Kantonalbank

Wir danken der Druckerei Robert Hürlimann AG,  
Zürich, für den Druck dieser Broschüre.

## Impressum

### Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis  
Limmatwiesenstrasse 2A  
8955 Oetwil an der Limmat  
T 044 750 29 68  
info@zh-journalistenpreis.ch  
www.zh-journalistenpreis.ch

### Bankverbindung

UBS AG  
8098 Zürich  
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

### Redaktion

Rainer Stadler

### Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich



Stiftung Zürcher Journalistenpreis  
Limmatwiesenstrasse 2A  
8955 Oetwil an der Limmat  
T 044 750 29 68  
info@zh-journalistenpreis.ch  
www.zh-journalistenpreis.ch